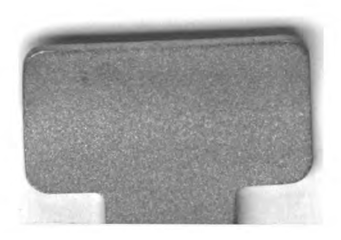
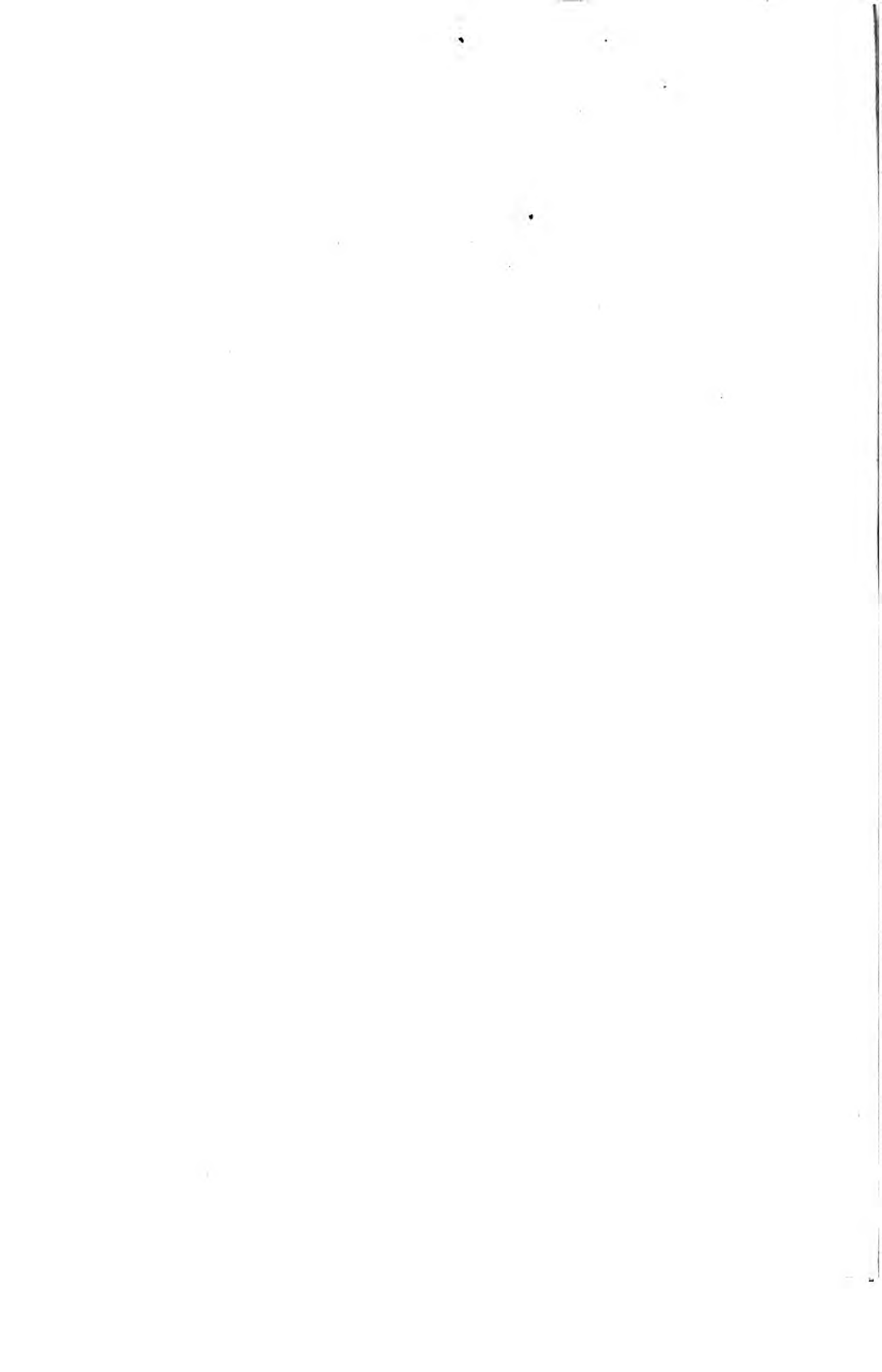
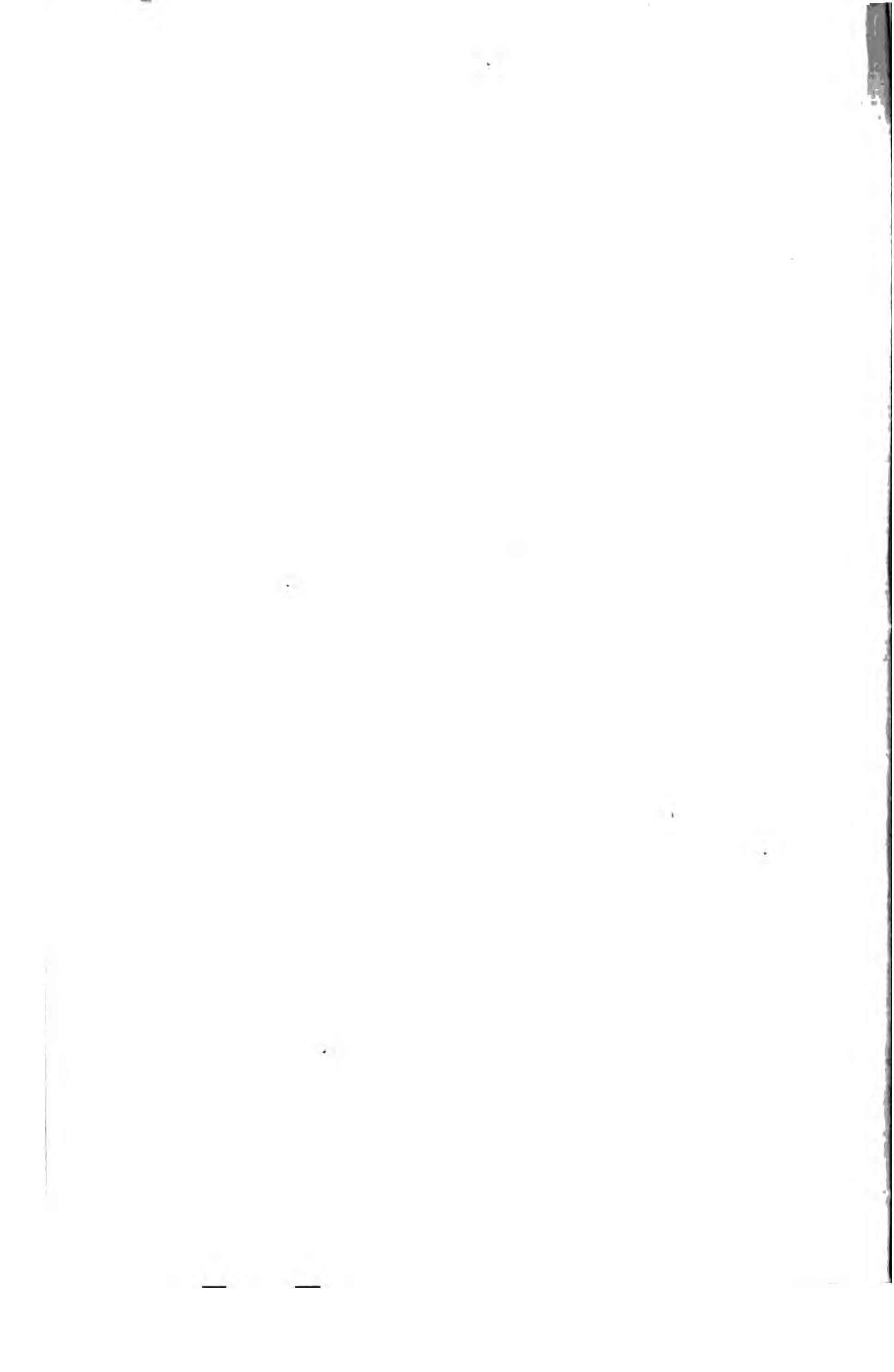

Princeton University Library
32101 068183514











W. FRED

ROMAN EINES GLOBE-TROTTERS

LEIPZIG 1903
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER



W. Fred pseud. Alfred Wechsler

Roman eines Globetrotters



LEIPZIG
Hermann Seemann Nachfolger
1903

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Venedig

Es hätte sein können, daß an diesem venezianischen Abend Menschen glücklich sind, das Weiche und Beste in ihrer Natur sich hebt und dann auch ihre Worte rein und klar, ungezwungen und voll Freude zueinander gehen, nur darum, weil sie aus tiefem Herzen kommen. Also hätte es wahrhaftig sein können, daß den Menschen jenes größte Glück wird: daß sie einander verstehen. Sicherlich ist auch in jener dunklen Nacht mancher Stern vom Himmel gefallen, begleitet von den Blicken jugendlich seliger Liebesleute, sicherlich.

In jener großen, prächtigen Halle des stolzen Palastes Dandolo, den seit Jahren schon die Betriebsamkeit gescheiter Leute in ein vornehmes Hotel gewandelt hat, so daß nun ein kosmopolites Volk die stolzen Gänge eilig und eitel erfüllt, war

nicht allzuviel zu merken von der natürlichen poetischen Schönheit der anbrechenden Nacht. Wohl drang die gelebte Operette dieser Stadt in allerlei Wandlungen, Milderungen und Verdünnungen auch in diese hall. Durch die kleine Eingangstüre lugte dann und wann ein brauner Gondoliere in das Vestibül — aber da war es noch menschenleer. Noch saß die Welt beim Diner, oben in den kleinen Sälen, lebte ihr deutsches, oder französisches oder englisches ruhiges Leben bei dem zuverlässigen und langweiligen Menu, das nichts von der Eigenart dieser besonderen Stadt verriet; denn es war aufs kleinste gleich dem in London („Carlton Hotel") oder in Montreux und Vevey — es war immer dasselbe, wie sich auch das Flüstern der schönen Damen und eleganten Herren, die an dem einen Tische saßen, stets gleich blieb, und die Verdrossenheit jener anderen reisemüden Familie, oder das banale, junge Glück jener neuen Eheleute, die doch so selig waren, trotz den spöttischen Nachbarn, trotz all den überlegenen Mienen. Leise gingen die Kellner um ihre Gäste herum, verrieten nichts von ihrem Haß gegen diese Genießenden, nichts von ihrer Verachtung gegen den, der unmanierlich aß, und nichts, gar nichts von der drängenden Begier, die sie manchmal erfaßte, wenn eine herrliche Frau

sie nachlässig mit dem Arme streifte, oder ihnen voll ins Auge sah, um dann wieder gleichgültig über sie wegzusehen . . .

Dann wurde es in der Halle unten lebendiger. Über die breiten Stiegen schritten nun die großen amerikanischen Mädchen und die kleinen französischen Dämchen und Deutsche, große Deutsche im Smoking oder im Reiseanzug. Auch eine kleine Gesellschaft Einsamer, Schweigsamer hatte sich schon gebildet, die die besten Plätze vorweggenommen hatten. Die Musiklüsternen waren da, die ihren bequemen Fauteuil nicht missen wollten, wenn dann die Serenata begann, und die alten Damen, die späterhin auf keine Galanterie rechnen konnten. Allmählich aber kam auch die Jugend, suchte sich ihren Raum, enge beieinander, und Nachbarschaften bedingten gesprächige Blicke, ein neues, nervöses Spiel der Launen und der Triebe; törichte Kämpfe hoben an. Es gab die ruhigen, sicheren, jungen Damen, die zu zweit und zu dritt dastanden, und deren Augen gar nicht lange suchen mußten, um den Herrn zu finden, dem man nachmittags auf dem Lido draußen in leiser Versprechung und tadelloser Form zugeflüstert hatte: „Ich sehe Sie ja abends in der hall — —" und den man nun vielleicht links liegen ließ oder ganz eisig und kühl über die

Bilder des Carpaccio befragte, weil, — nun weil die Freiheit etwas sehr Schönes ist. Und weil ein Ton auf die Dauer doch langweilig wird. Und weil die Männer doch überhaupt nur so lange erfreulich sind, als sie sich wundern und nicht begreifen, und ihre Augen voller Fragen sind, und sie dursten . . .

Neben diesen flirtenden Kühlen, die noch darauf warteten, daß das Schicksal sie zu jener Stunde führt, die für jede Frau kommt, und in der sie dann ihre Sicherheit verliert und selbst ein Opfer jener Gefühle wird, über die sie bisher spottete und lächelte, und die sie doch ersehnte — neben diesen, von denen es vielleicht richtig ist, daß man sie liebt, aber nicht lieb hat, waren die scheuen, fremden Geschöpfe zu finden, die den Zug in die Ferne, das Begehren rätselhafter Empfindungen auch nicht für eines Augenblickes Dauer verleugnen konnten, nicht, wenn sie ihren Stuhl mit schwacher Bewegung zurecht stellten und dem Herrn zunickten, der ihnen geholfen hatte, nicht, wenn sie neugierigen Fragern lässigen Bescheid gaben. Und viele Mädchen und Frauen waren sonst noch da, und es läßt sich ja doch nicht in Kürze und Klarheit sagen, wie es mit ihrem Wesen, ihrer Seele oder Seelenlosigkeit beschaffen war; denn ein jeder Tag mag den Menschen

umschaffen, Erschlafftes in ihm wecken, Neues hervorzaubern, und auch die Augen sehen anders heute denn gestern.

Mancherlei Herren sahen den Damen zu; die Gespräche lockerten sich wohl auch, und die Blicke schweiften weg von den Nachbarinnen zu einer fremden Erscheinung. Und die einsamen Männer schätzten die Wege ab, die sie zu der einen oder anderen führen könnten, und legten sich die Worte zurecht, die sie dann sprechen wollten. Mancher sprach aber dann andere. Wer sich die Mühe hätte geben wollen, der hätte auch von den Gesichtern der Smoking- und Frackleute einiges ablesen können. Gleichgültigkeit und Grobkörnigkeit, Instinkte ohne Feinheit und auch große Müdigkeit, vergebliches Hoffen, Resignation und Beschränkung auf ein enges Feld der Arbeit, der Mühe — jener Zug, den die Männer manchmal unter den Augen zum Munde hin bekommen, und der berichtet: Ich habe meine Seele verloren, oder ich kann sie nicht mehr finden . . . ich mußte mir derlei abgewöhnen, denn es taugt nicht für unsere Art Leben.

In einem Winkel saß dann auch ein junger Mann mit ernsten Augen und kühlem Gesicht; das war einer von jener modernen Jugend, über deren Torheit so manche Rede geht, und die so

allzu — klug, so still und so gar nicht himmels-stürmerisch ist, daß sie im Konzerte des Lebens den Part der Alten spielt. Man konnte diesen recht eleganten schlanken Herrn auf etwa dreißig Jahre schätzen. Und wer einige Menschenkenntnis besaß, die, wie man weiß, recht häufig, und wie man wohl sagt, ein köstliches Gut im Leben ist, wußte von ihm sofort zu sagen, er sei ein reicher Weltenbummler, der Flaneur aus Passion, einer, dem's zu gut geht. Sein Name war übrigens Gustav Seiler.

Das Konzert hatte nun längst begonnen. In ihren bunten Gewändern standen die Musikanten da oben auf der Treppe und schickten ihre heftigen Töne hinunter in die leise Unruhe, in den Saal, der erfüllt war von suchenden Menschen, von Lüsternen, Enttäuschten und unglückselig Leeren. Jetzt stand eine kleine dicke Frau im gelben Taffetgewande vorn und sang ihre Arie. Früh war das Alter über sie gekommen, und man mußte die Augen schließen, wenn die Romantik des Gesanges ihr Recht behalten, die Seele einwiegen sollte in Vorstellungen von schmerzlicher Liebe, drängender Leidenschaft und ungestümer Kraft, dann aber wieder die Bilder hervorzaubern von kokettem Eifer, lächelndem Spott, keifendem Zanke, und wiederum wechselnd, von der Liebe in der Mond-

nacht und den Kanälen, deren leises Gewässer an die Marmorpracht verfallender Paläste schlägt.

— — — — — — — — — — — — —

Es mußte doch wohl an diesen Gesängen liegen und an dem weichen, feuchten Dufte dieser ganzen Stadt, daß alle Gefühlchen und Empfindsamkeiten sich immer wieder zur Sentimentalität wandelten, und man gar nicht anders konnte, als seinen Reden einen schwermütigen Unterton geben. Ob man hier wohl so recht tolle Dinge tun konnte, groteske Reden und Sprünge über Tische — — — ob man einen kleinen fröhlichen Rausch sich antrinken könne, daß Ausgelassenheit die Glieder löst? Nein, wohl nicht. Der Barolo und der Vino santo brachten hier keine laute Fröhlichkeit, und der spöttischeste Flirt bekam hier einen traurigen, gefühlvollen Ton. Daran dachte Herr Gustav Seiler, als er von Zeit zu Zeit in die linke Ecke des Saales sah und einmal auch hinlächeln durfte, weil sich Fräulein Grace Benndorf aus New York U. S. A. ihm zuneigte, mit der er vor dem Diner im Lesesaal ein kleines Gespräch gehabt hatte, mit der er überhaupt schon sehr intim war. Sie kannten sich zweiundeinenhalben Tag. Doch bildeten sie schon eine kleine, geschlossene Gesellschaft, er und Miß Grace, und dann ihre Schwester und deren Mann, ein Italiener, aber von der ganz vorneh=

men Art, eigentlich ein Römer, aber nun seit Jahr und Tag Pariser, ein verliebter Ehemann, der sich mit seiner kleinen Frau sehr viel zu tun machte und nie recht wußte, ob er sie zu einer kleinen Französin aus der Champs Elysée-Gegend oder zur altrömischen Contessa Baglione machen sollte.

Hier aber in der Stadt der wundersamen Vergangenheit füllte den kleinen und beweglichen Mann die Sehnsucht, aus dem reichen Amerikakinde die Aristokratin der Kultur und Künste zu machen. Als am Vormittage Gustav Seiler mit den beiden Damen und dem Conte durch den Canale Grande gegondelt war, und die Frauen sich schließlich willig überreden ließen, in den Palast eines Antiquitätenhändlers zu treten und dort sich alte Stoffe, merkwürdige Gläser und mühsam gefälschte Truhen aufschwatzen zu lassen, waren die Herren zurückgeblieben, und indes die Gondel langsam schwankte und die Blicke über die Paläste gingen, hinter deren Marmor seltenes Grün und kunstvoll wilde Sträucher grüßten — da war der flinke Conte, dieser Weltmann, der es längst verlernt hatte, um den Adel der Geburt ernsthaft sich zu bekümmern, der eine Lehre der äußerlichen Kultur, der Vornehmheit des Kostüms und der Manieren gern und geradezu fanatisch als die einzige Aristokratie, die auch dem Mittelmäßigen

zugänglich und zugleich bedeutsam sei, pries — nun war er ernst und nachsinnend geworden. Er bekam weiche Augen, und seine Stimme wurde warm, als er zu erzählen begann von diesem mächtigen und schicksalsreichen Tyrannengeschlechte der Baglioni, aus deren weitverzweigtem Stamme er ein ferner Sprosse sei. Die Bilder tauchten auf. In Perugia ist die Heimat des Ruhmes, Morde sind Mittel des Alltags. Glühender Haß trennt und eint die Glieder der Familie. Die Kriege sind Abschlachtungen. Der Leichen Zahl ist ungeheuer. Die Hinterlist feiert Siege. Ganz Perugia und Assisi und all das Land tritt zu den Waffen. Bravi werden gemietet, auf offenem Markte wird niedergemetzelt, wer sich der Faust des Stärkeren nicht erwehren kann. Es gilt die Tyrannei. Die Baglioni werden vertrieben und kehren zurück, Verwandtenmorde sind bedingt durch alte Flüche, deren Wirksamkeit sich nun unwiderleglich erweist. Keinem aus dem Stamme der Baglioni, hieß es, sei ein natürlicher Tod gegeben, und neuerliche Kirchenschändungen erneuen den Unsegen. Es ist eine wilde Sage, und Gustav Seiler hörte mit halbem Ohre nur die Phantasien des Conte, der sich in Einzelheiten, in Schwärmereien verlor, der vergaß, daß dies alles vor vier Jahrhunderten sich begeben hatte, und daß überdies sein römisches

Haus nicht des sichersten Ursprungs war, daß es die Tage der Bastarde waren, und vielleicht kein einziger Tropfen Blut in ihm von jenem achtzehnjährigen Simonetto Baglione herstamme, der einst in Perugia gegen Hunderte allein kämpfte und, von zwanzig und mehr Wunden bedeckt, Sieger blieb. Der Conte Felice Baglione träumte, und leise kamen von seinen sonst spöttischen Lippen die Worte: „Das waren noch Jünglinge und Männer — —"

Gustav Seiler aber sagte nichts. Ihm schien es sonderlich, daß für diesen Weltmann, der aus den Vereinigten Staaten sich die Frau, aus Paris die Meinungen, aus London die Kleider bezog, solche Heldentat das teuerste Vorbild, die unbezwingliche Sehnsucht darstellte. Er sah nach den verwitterten Marmorstufen hin, von denen die Schwestern jetzt langsam herabstiegen, ihm zunickten und dann doch wieder ins Haus zurücktraten, handelten, bis sie schließlich eifrig und erhitzt mit ihren Schätzen in die Gondel sprangen. — Nun breiteten sie ihre Stoffe aus und die Spitze, die Grace für teures Gold erkauft hatte, und bunte Perlenschnüre, Glas, Onyx, Bernstein und unedle Steine, vielfältig zueinander gereiht. Die Contessa aber zog eine alte Silberkette mit seltsamem Schlosse hervor, schöne alte Arbeit, ein getriebenes

Relief heiligen Inhaltes als Schließe. Und spielend legte sie die Kette um die dunkelfarbige Bluse und neigte sich stolz zurück. „Felice, bin ich nun wie eure Frauen, wie jene Zenobia, von der du sagst, daß ihre Schönheit viele Leichen verlangte?" Sie sah prächtig aus, und Grace, die kleine Schwester, sah den Schwager herausfordernd an — der aber wollte ein heftiges Wort sagen. Dann aber schwieg er und nahm mit schnellem Griffe die Kette vom Leib der jungen Frau und barg sie in der Tasche. Sie schwiegen nun alle befremdet. Den Frauen waren Tränen nahe, und es war recht traurig in der Gondel, die nun vor die Piazetta zum Hotel fuhr.

An diese sonderliche Szene dachte Gustav Seiler, als er nun des Abends zur Familie Benndorf, dem alten Vater, Grace und dem gräflichen Ehepaar hinsah. Auf den hellseidenen Blusen der Frauen prangten die neuen Schätze. Die Contessa trug nun stolz die Silberkette, um den Hals des Mädchens aber schlang sich die bunte, schillernde Perlenschnur. Und ihre zarten, schnellen Finger spielten mit den merkwürdigen Kügelchen und Steinchen, die, wie man meint, ebenso viele Menschen bedeuten, die eine schöne Frau am Narrenseile führt.

Von diesem Aberglauben sprach dann später=

hin Gustav Seiler zu der jungen Dame, erzählte ihr von mancherlei sonderlichem Schicksal, das so an Schmuck und Metall hinge. Etwas spöttisch hörte sie zu.

„Sie sind ja fast wie Felice, Sie haben es ja gesehen, wie er war. Und später beim Diner hat er, um sich zu entschuldigen, eine zusammengefabelte Geschichte von den Baglioni erzählt — gibt es vielleicht auch bei Ihren Ahnen so was, so eine Mythe — — — Ich weiß nichts von solchen Dingen. Pas Schicksal war Baumwolle. Und die arme Mama erzählte immer nur von dem thüringischen Bauernhof, wo sie geboren wurde. Das ist aber sehr langweilig."

„Mir nicht. Für mich ist es schön, wenn Sie mir von sich erzählen . . ."

„Aber mir ist es langweilig, mein Lieber. Sie sollten mir erzählen — sagen Sie, wie ist das bei Ihnen in Wien, die Kleine da mit den roten Haaren, die dort sitzt, die Wienerin, sie hat mir heute im Bad erzählt, Ihre Mädchen dürfen nie allein mit Herrn über die Straße gehen?"

„Ja, das ist wohl so."

„Ah, Ihr seid ja schrecklich. Fürchten sie sich denn, Eure Mädchen? — — — Ich fürchte mich nicht vor Männern — — —"

„Nein, Sie tun's gewiß nicht, aber wissen Sie,

ich — ich ängstige mich manchmal vor schönen Frauen, die bringen Leid und Schicksal, vor Ihnen, vor Ihrer Kühle — — —"

Miß Grace lächelte. Sie ließ sich manches sagen. Er war ja nicht übertrieben amüsant, dieser Wiener Herr. Er war melancholisch, oder er tat so. Aber seine Stimme war weich und leise, und für Venedig schien es das Richtige. Wenn er nur nicht den unglücklichen Einfall hat, ernst zu werden.

Nun sprach er schon wieder von den Leiden einsamer Seelen. Das war etwas eintönig. Und Grace stand auf, sagte mit ruhigem Munde:

„Diese Musik macht mich nervös, ich gehe in den ‚drawing-room', Sie bleiben wohl da, nicht wahr, Sie lieben ja diese Dinger — ‚vorrei morir' — ich nicht, ich nicht."

Und sie verschwand. Herr Gustav Seiler war gekränkt. Er blieb unbeweglich sitzen, bis ein Berliner Herr, dessen Bekanntschaft er dem zerlesenen deutschen Zeitungsblatte im Lesesaal dankte, sich zu ihm setzte und ihn mit Reiseplänen, Zuganschlüssen und Hotels langweilte. Miß Grace erschien wieder. Sie sprach mit ein paar jungen Damen, nahm gnädig die Vorstellung eines Elegants entgegen, der eine bewunderungswürdige Fähigkeit hatte, die Beine übereinanderzuschlagen,

und dessen Strümpfe auch in der Tat sehr schön waren. Dann kam sie lächelnd und liebenswürdig zu Herrn Seiler zurück. Sie wollte Gondel fahren. Die Schwester und Felice kämen mit:

„You like it?“

Ja, er kam mit, und nun nahm sie alle die dunkle Schönheit der kleinen Kanäle auf, hüllte sie in die unverwüstliche Poesie dieser verwesenden Kunst. Aus der Ferne zitterte die Musik vom San Marco herüber, und dann manchmal, wenn die Gondel in die Nähe des Canale Grande kam, schwebten ein paar Töne von der „Serenata“ zu ihnen. Nun wurden sie alle still. Als einmal ein heller Laternenschein auf den Conte und die Contessa fiel, da sah man, daß sie sich bei der Hand hielten. Wie Bauernburschen und Bauernmägde auf dem Kirchwege. Wie die sonntäglichen Bummler im Stadtwäldchen. Wie deutsche Hochzeitsreisende in Italien. Aber nicht einmal Grace lachte sie aus. Und als Herr Gustav Seiler mählich ganz nahe zu ihr rückte und ihr Kleid leise berührte und streichelte und dann ihren Fuß suchte, da ließ sie es geschehen. Er machte sich, dieser schwermütige Schwärmer. Allerdings wie jener kleine Franzose, der ihr in Paris jeden Montag bei den Empfängen im Hôtelsalon der Schwester den Hof gemacht hatte, der ihr im Louvre Stiche

von Fragonard mit wissenden Augen zeigte und einmal gewagt hatte, ihr versteckt die Besichtigung seiner eigenen Sammlung vorzuschlagen, war dieser ernsthafte Mensch nicht. Und so dachte Miß Grace Benndorf aus U. S. A. an das dämmerige Zimmer und diesen Menschen, dessen sinnliches Raffinement sie gequält und angezogen hatte, der ihr die Hand zu geben wußte, daß sie bebte und schmerzliche Schauer ihren Leib durchrannen, und der dann ihr wieder kühl die Hand küßte, kaum die Haut berührend, wenn er sich förmlich verabschiedete — und ihre Finger fühlten nach dem kleinen Billet, das er ihr hierher gesandt hatte, und das, umgeben von steifer Liebenswürdigkeit die Worte enthielt: „ma princesse lointaine", und zum Schluß die Frage: Gibt es in Venedig Bilder wie im Louvre? Indes sie aber nach dem kleinen Brief griff, wurde ihre Hand ganz behutsam erfaßt, und ein Druck, der eine Sekunde ihre Finger fest umschloß, gemahnte sie, daß sie in Venedig durch die Kanäle fuhr, und daß einer an ihrer Seite saß, der ihr keine verruchten Bilder zeigte, sondern von seiner einsamen Seele sprach und vom Unglücke seiner letzten Jahre.

Aber leise glitt die Gondel, und an ihrer Seite fuhren andere Menschen in gleicher stiller Versunkenheit dahin, und es hatte die Luft dieser

Stadt sie alle umfangen und in ernste Zärtlichkeit getaucht. Erst als die hellen Lichter des Hotels aufflimmerten, löste sich die Weichheit, und Miß Grace hüpfte allen voran in die hall. Bald hatte sie auch lässige, schneidende, spöttische Worte für Herrn Gustav Seiler gefunden, mit denen sie ihn zu Bette schickte. Denn sie war sehr dafür, ein stetiges Gleichgewicht zu erhalten. Und die nächtliche Fahrt hätte der Gute doch allzuernst nehmen können.

* *
*

Am nächsten Morgen war Herr Gustav Seiler schon früh auf. Er wartete nicht ab, bis die Gesellschaft beim Frühstück saß, sondern schritt unbekümmert um die Schicksale seiner Freunde an diesem Vormittage und ihre Pläne für den heutigen Nachmittag nun über den Markusplatz; denn er hatte heute eine frohe Beschäftigung. Ja, er war sogar eifrig, und es schien ihm, als hätte er keine Zeit zu versäumen und müßte nun eilig nachholen, was er an all den vorangegangenen Tagen versäumt hatte. Er ging nämlich auf die Suche nach Münzen, nach seinen teuren alten Schätzen vergangener Jahrhunderte, nach diesen kleinen, abgegriffenen Kupfer- oder Silberstücken mit den verschwommenen Fürstenbildern und den merkwür-

digen Emblemen, wie er sie nun schon seit Jahren sammelte, und deren verstümmelte Inschriften ihm allerlei Geschichten erzählten, ihm die Menschen jener Tage vor die neugierigen Augen stellten, kurz, ihm ein Mittel waren, aus seinem gleichgültigen und trotz aller Reisen leeren Leben in ein bewegliches Dasein, wenn es auch unwirklich war, zu entfliehen. So hatte er denn an diesem Morgen keine Blicke für die helle und freudige Pracht der Säulengänge, für das bewegte Leben der Händler, der oberflächlichen Reisenden, denen ein schlechtes Dutzendaquarell des Photographieenhändlers genügte, um ihnen späterhin das Bild dieser Stadt vorzugaukeln, und die nun mit ernsten Mienen um solch eine Pracht feilschten, als erwürben sie Kunstschätze. Er hatte auch keinen Blick für die ewig wiederholten und ewig süßlichen Szenen der Kinder und Mädchen, die sich um die Taubenscharen bemühten, und er lächelte heute nicht einmal über die vielen Amateurphotographen, die glaubten, daß sie mit ihrem dummen Kodak nun etwas festhalten könnten von der Anmut und den Wundern dieses Lebens. Er eilte sich, in die Merceria zu kommen, und seine Schritte wurden erst langsamer, als er in den kleinen Straßen war, die er nun seit vielen Jahren so liebte, weil sie ihm halfen, all die Bilder abzuwickeln, die sich in seinem Gedächtnisse

unlösbar mit Venedig verknüpft hatten. Oft und oft war er hier gewesen, hatte sich immer wieder hierher geflüchtet, wenn er übervoll war von den Stätten des modernen Getriebes oder auch nur überdrüssig seiner eigenen Nichtigkeiten, der Pferde, um die er sich auf den Rennplätzen bekümmerte, der Theaterdamen, oder auch müde irgend eines anderen Gefühles, eines tieferen und schwereren...

Aber daran wollte er nun nicht denken. Nun war er ganz mitten drin in der Stadt der wirklichen Venezianer, und schon in Straßen, in die sich die Touristen kaum verirrten. Hier gab es keine Händler mehr, zu denen der Fremdenführer einen wider Willen zog. Hier waren die kleinen Antiquare, die nur der Kenner schätzt, und die irgendwo in einem morschen Hause eine Kammer mit alten Büchern angefüllt haben und irgend eine Truhe voll von Ketten und Medaillons, von abgebrochenen Bronzestücken, und vielleicht darunter auch eine jener Münzen, nach denen er fahndete. Es war nicht leicht, eines dieser Häuser wiederzufinden. Aber doch, er erinnerte sich, daß die alte verwachsene Frau, die ihm immer noch ein verborgenes Stück hervorzusuchen wußte, ganz nahe bei der kleinen Weinkneipe wohnte, in der er früher — aber das war nun schon mehr als zehn Jahre her — oft des Abends gesessen war, ein junger

Bursch, und den herben Landwein getrunken und mit den merkwürdigen alten Venezianern gesprochen hatte, die sich da noch zusammenfanden, wo es keine Ausländer gab, und wo sie ihr mühsames Müßiggängerleben in halb verhüllter Armut ungestört verbringen konnten. Ja damals, da hatte er noch die Freude an diesen Menschen gehabt, die spät in der Nacht nach langer Stille zu erzählen anfingen, von ihrem Schicksal sagten, Wahrheit zur Lüge fügten, und ihm schließlich doch irgend so etwas wie ein Gefühl von einem neuen Menschen vermittelten, ihn reicher machten. Nein, das war lange vorbei. Er wollte nun nichts mehr wissen von den anderen, sie waren gleich, einer wie der andere, sie sagten ihm dieselben Dinge, und schließlich begleiteten sie ihn bis zum Hotel, um ihm dann mit einer edlen Bewegung, die ihn schließlich doch immer wieder verlockte, ein paar Lire abzunehmen, ihr Edelmänner-Wort zu geben . . . denn es waren alle Nobili . . . und dann ihn zu vergessen.

Schließlich fand er das kleine Haus, fand auch die längst verwischte Inschrift, die in den Laden der Trödlerin wies, und bald stand er nun mitten drin unter dem mannigfaltigen Kram, ließ die Dinge durch die Hände gleiten, die ihm diese verwachsene Frau mit lauten anpreisenden Worten



zutrug, und mußte sich erzählen lassen, was es alles für Schätze gegeben habe, die irgend ein Inglese ihr gerade gestern weggekauft hatte, ein seltenes Halsband, das Altarbild, das einmal vor dreihundert Jahren wirklich in San Stefano gewesen sei, das echte, das unzweifelhaft echte, — denn das, das jetzt in der Kirche hänge, sei ja nur eine Fälschung — und so ging der Strom der greisen Beredsamkeit immer weiter, und mitten in all den Fabeln, für die er keine Aufmerksamkeit hatte, kam eine versteckte Andeutung, die bewies, daß sich die Händlerin noch gut seiner Marotte erinnerte, seiner Wünsche nach den Renaissance-Münzen; denn immer wieder kam der Name eines Fürsten vor, dessen Bildnis auf einer Plaquette gestanden hatte. Und schließlich zog sie dann auch einen verschossenen Seidenbeutel irgendwo aus einer Truhe hervor, und nun glitten die Münzen durch ihre Hände, und Seiler suchte nun, was ihm davon neu sei, was wertvoll und was ihm noch fehle. Aber es war nichts Rechtes darunter. So war es immer, und mißmutig warf er schließlich der Alten den ganzen Haufen wieder hin und hörte auf ihre Versprechungen, die ihm ein seltenes Stück aus der Zeit des Lorenzo ankündigten, ein anderes aus der kurzen Zeit französischer Invasion, und schließlich sogar ein lange ersehntes kleines

goldenes Münzlein, das Ludovico Moro einmal hatte prägen lassen mit einem ganz merkwürdigen Bilde drauf, das ihn übermütig und frohlockend im Kreise der Unterjochten zeigte, den König von Frankreich als seinen Dienstboten, den Papst als den untertänigen Kaplan und alle die stolzen Fürsten als untertänige Knechte. Diese Seltenheit sollte der Signore bekommen, ganz wahrhaftig bekommen, wenn er nur warten wolle und Geduld haben; denn ein alter Freund hätte sie, der nichts davon wisse, was ihr Wert sei und dem sie sie schon abtrotzen wolle; nur natürlich, das sei nicht so ein Stück, das man mit ein paar Lire bezahlen könne. Nun aber wurde der Sammler warm; denn diese Seltenheit besaß er nicht, ja, überhaupt nichts von Ludovico Moro, diesem seltsamen Fürsten, dem naivsten Mörder, den es je gegeben hat, dem unzüchtigsten Manne, dem Schänder seiner Familie. Die Münze mußte er haben. Und nun setzte er sich mit der alten Frau zusammen und beratschlagte, wie er sie bekommen könne, wie man schließlich den Besitzer überlisten könnte. Und plötzlich hatte er alles vergessen, was ihn sonst noch in dieser Stadt reizte, was ihn zittern ließ, hatte er auch vergessen, um wessentwillen er aus Wien geflohen war, und wußte nun nichts als: Dieses Ding muß ich haben. Und er, der aus seinem eigenen Dasein

die wichtigsten Begebenheiten aus der Erinnerung verlor, der sich keiner Einzelheit mehr erinnern konnte, wie sehr er auch damals gelitten hatte, er, dem sich die Jahre seines Lebens verschoben, für den die Monate und Jahre ineinander flossen, so daß er die Zeiten nicht mehr recht auseinander-halten konnte, er wußte nun ganz genau, an welchem Tage und bei welchem Wetter, in welcher Stadt und von welchem Händler er diese und jene Rarität erworben hatte, was für seltene Schicksale diese Münzen durchgemacht hatten, bevor sie zu ihm gekommen waren, und nun, in seinen Kisten verpackt, dastanden und warteten, daß ihr Herr sie in die Hand nehmen und mit geradezu lüsternen Augen betrachten solle. Die sonderlichsten Dinge gab es da zu erzählen, von kleinen Bildmünzen, denen er jahrelang nachgespürt hatte, die er fast schon gefunden und dann immer wieder verloren hatte, von überschlauen Händlern, die er betrogen, und von anderen, die es vergeblich versucht hatten, ihm etwas aufzuschwatzen. Er wurde gesprächig. Und dieser kühle und zurückgezogene Mensch, der es in einer Gesellschaft niemals der Mühe wert fand, ein längeres Gespräch zu führen, erzählte nun mit immer neuem Eifer Geschichten über Geschichten, freute sich der Lobsprüche und der bewundernden Ausrufe der Händlerin, und als er schließlich mit-

tags nach stundenlangem Aufenthalt in dem engen verstaubten Zimmerchen wieder auf die Straße kam, war er ganz vergnügt in der Aussicht auf diese Kostbarkeit von Ludovico und dann auch, weil er wieder einmal einen Vormittag lang aus sich herausgegangen war, sein Leben ordentlich gespürt hatte, Energie entfaltet — und vergessen.

Heiter saß er nun vor San Marco, trank seine Aranciata und war nun gar nicht mehr böse über die naiven Leute, die laut ihre Begeisterung kundgaben, über die Backfische, die ihre Ansichtskarten schrieben, über die Lazzaroni, die ihm noch den neusten Stadtplan verkaufen wollten, und die er nun mit der größten Freude durch schreckliche Flüche, die einen guten Teil seiner italienischen Kenntnisse bildeten, wegjagte, die dann drei Schritte weiter stehen blieben, ihn grinsend ansahen, sich ihrer Beschimpfungen freuten und ihm doch wieder den Stadtplan entgegenhielten oder irgend eine schmutzige Photographie aus dem Versteck ihres Rockes zogen, bis er ihnen dann den Soldo hinwarf, um den sie bettelten.

„Hallo!" Ein kleiner Schlag auf die Schulter machte ihn aufstehen. „Cher ami, wir wollen speisen. Die Damen stehen schon wiederum dort bei den dreihundertzwölf Prunkgemächern des Salviati; aber Grace hat durchaus gewünscht, daß

Sie mitkommen — also?" Nun ging er gern mit. Sie saßen dann beim Vapore an einem kleinen Tische, von dem aus man in die Kanäle blicken konnte, und an dem die Gondeln vorbeifuhren, und aus der Ferne hörte man die langgezogenen Schreie der Gondoliere, wenn sie unter einer Brücke durchlenkten. Die vier saßen nun heute ganz friedlich zusammen — Papa hatte zu Hause bleiben müssen, er war nicht wohl — und es war seltsam, wie gut sie sich heute vertrugen. Mit kindlicher Freude suchten sie sich aus der Speisenkarte die absonderlichsten Genüsse, kamen sich ganz großartig vor, weil sie den Fisch nach dem Fleisch aßen, als seien sie nun geradezu Abenteurer des Lebens, und ließen es sich nicht nehmen, immer wieder ein nationales Gericht zu bestellen, sich ihre Speisen gegenseitig vorzupreisen, bis ihre schwachen Magen sich schließlich widersetzten und sie von all dem Essen nichts mehr wissen wollten und nun Pläne machten für den langen sonnigen Nachmittag. Das Hotel Britannia hatte einen kleinen netten Dampfer. Mit dem wollte man hinaus, ganz weit auf die kleinen Inseln, die vor Venedig lagen, auf denen es Bäume gab, auf denen man gehen konnte, ganz wirklich spazieren gehen. Und Seiler erzählte, was die anderen nicht wußten, daß dort draußen sogar große Obstgärten

seien, ja, daß Venedig einen guten Teil des Landes da oben mit Weintrauben und Pflaumen und Baumobst versorge, und daß man jetzt da draußen den Wein von den Reben mit eigener Hand pflücken könne und so förmlich selbst Ernte halten. Da hinaus zu fahren, war bald beschlossene Sache. Und zwei Stunden später fuhren sie denn auch in dem raschen kleinen Boot hinaus ins Freie, von den Gondelfahrern mit scheelen Blicken angesehen, als entweihten sie mit diesem modernen Fahrzeug die althergebrachte Schönheit der Stadt. Die im Boote aber saßen waren seltsam still. Es ging am Kirchhofe vorbei bei der einsamen Friedhofsinsel mit den hohen Mauern, dahinter die vielen Gräber lagen; und dann an jener anderen stillen Insel, in der arme Kranke, Unheilbare, ihr blödes Dasein führten, die abgezehrten Arme zu den vergitterten Fenstern hinausstreckten oder nach den Menschen, die vorbeifuhren, böse Zeichen machten. Aber es war nicht nur diese Fahrt an den weltabgewandten Inseln vorbei, die sie alle still machte. Die Frauen waren heute gar nicht heiter; denn dem armen Pa ging es wirklich gar nicht gut. Für den Conte war Venedig überhaupt kein heiterer Aufenthalt, er mußte an zu vielerlei denken, an die alte, nun morsche Größe seiner Familie ... und Seiler, der war noch immer befangen in einer

anderen Welt, in der Welt seiner Schätze, seiner Münzen, die in den Kisten vergraben waren, die er nicht genießen konnte, weil er immer heimatlos war, nirgendwo Ruhe finden, festen Fuß fassen konnte, und also nicht zum Genuß dieser Dinge, nach denen er sich so sehnte, kommen konnte. Und als sie nun bei San Lazzaro vorbeifuhren, der Insel des Armenierklosters, da begann er, eigentlich ohne Obacht auf seine Gesellschaft, zu erzählen von diesen Menschen, die hier ihr weltfernes Dasein führen, seit vielen hundert Jahren, fremde Gäste in fremdem Lande, umgeben von den unerhörten Schätzen ihrer Bücher und Pergamente, und selbst wieder tätig, neue Folianten zu schaffen, zu schreiben, selbst zu drucken, in die Welt zu schicken. Und er berichtete, wie er diese Menschen mal da drüben besucht hatte, was für gewandte, sichere und vielgelehrte Männer es unter ihnen gebe, und wie ruhig und weise sie alle würden, wenn sie erst 20 Jahre hier ihr Leben führten. Und gemach, wie er so fremder Männer Schicksale andeutete, trat in seine Stimme und in seinen Bericht die Sehnsucht, selbst ein solches Leben zu führen, ruhig, unbewegt, in Schönheit und Fruchtbarkeit. Das kleine Boot aber schoß vorwärts, und wenn er einige Minuten nicht mehr sprach, da hörte man nichts als die heftigen Stöße der Maschine, die

sie trieb ohne Rast, immer weiter ins freie Meer hinaus, den grünen Inseln zu.

Der Tag wollte sich aber doch schon senken, als sie endlich das Erdreich betraten. Noch glitzerten die Strahlen der Sonne über dem Meere, noch lag eine schwere und heiße Luft über den Bäumen, die sie beim Verlassen ihres Schiffes grüßten; aber es war dennoch nicht mehr jener helle Tag, der alle Sinne zugleich weckt und drückt; es wurde gemach schon Dämmerung, weiche, sanfte Dämmerung. Mit gierigem Atem nahmen sie nun die frische Luft auf, die so ganz anders war als die in der versengten Stadt drinnen. Von der See kam ein kräftiger Wind, und aus der fruchtbaren Erde stiegen die Dünste auf, die nur ein durchgeackerter Boden, das Reich des Samens, auszuströmen vermag. Und so schritten sie denn einen schmalen Weg zwischen Weinreben entlang, freuten sich, wenn sie mit den ausgestreckten Armen einen Baumzweig erhaschen konnten, der über das Drahtgitter weit hinausgewachsen war, und fanden plötzlich alle wieder ihre Sprache, den natürlichen Ton ihrer Stimme wieder. Denn, wie das ja so oft geschieht, hatten sie in den letzten Minuten ihrer Fahrt kein Wort hervorbringen können, gleich als hätte die überwarme Luft und die traurige wie auch vage Stimmung ihre Kehlen zusammenge-

drückt. Nun waren sie bald aus der Sehweite des Meeres, und seit Tagen war es das erstemal, daß sie kein Wasser mehr vor Augen hatten, und auch seit Tagen das erstemal, daß sie der eigentümlichen schweren Stimmung der Stadt Venedig entronnen waren. Ländliche Art umgab sie. An einem kleinen Hause kamen sie vorbei, durch dessen geöffnete Türe sie das frische Leben der Weinbauern betrachten durften, und dann an einem anderen, von dessen Küche die blinkenden Kupfergeräte allzu verlockend winkten. Aber sie hielten sich nicht lange auf; denn es war ihnen bald klar, daß selbst hier auf dem Lande auf den Fremden gerechnet wird, der etwas von dem Hausrat kaufen solle, und es drängte sie hinein in die wachsende und blühende Natur selbst. Und so standen sie endlich mitten in den Weinbergen und pflückten mit ungelenken Händen von den Stauden die blauen, mattglänzenden Beeren. Bisher waren sie zu vieren gegangen, und wenn ihnen etwas Schönes entgegengetreten war, hatten sie einander zugerufen und gemeinschaftliche Lust daran gehabt. Nun aber trennten sich die Paare, und bald hörten sie voneinander nichts als manchmal kleine heitere Zurufe, ein lustiges Jauchzen, wenn ein verwachsener Strauch ihnen den Weg hemmte, oder die ausgebreiteten Zweige sich in einem Kleid ver-

fangen hatten und man behutsam den leichten Stoff von den Dornen lösen mußte. Wie weggeflogen war aber auch die Verlegenheit, die den ganzen Tag über zwischen Grace und dem jungen Manne geherrscht hatte, und eine lange Weile gingen sie zu zweit durch den Weinberg wie Kinder, denen der Herbst Ferien bringt. So hatten sie wohl auch Ferien vor den scheuen Empfindungen ihrer Seelen und ihrer Sinne. Ihre Bewegungen wurden freier, und sie konnten sich ohne kokette Spiele in die Augen sehen und an den Händen fassen. Ja, als Seiler irgendwo eine Traube entdeckt hatte, an der die Beeren ungewöhnliche Größe hatten, nahm er die großen Früchte und steckte sie dem jungen Mädchen ohne viel Fragen in den Mund. Sie hatte auch für dieses Amüsement nur ein heiteres und lautes Lachen. Und dann verhöhnten sie sich, weil ihre Finger von dem süßen Safte klebten, weil ihre Zähne einen blauen Schimmer bekommen hatten und die Kleider da und dort recht deutliche Spuren ihres Feldzuges aufwiesen. Und nun hatten sie sich auch müde gelaufen und satt gegessen und saßen im Grase und sahen in die Luft. Ganz weit weg, so daß man nur die schimmernde Farbe ihrer Kleider sehen konnte, waren die beiden anderen. Sie hatten es wohl getrieben wie sie selbst; aber jetzt konnte

man in der Ferne sehen, daß sie enge beieinander über den Weg schritten, und als im Gebüsch eine Lücke sich zeigte, da überraschten die Blicke der beiden eine zärtliche Umarmung. Und plötzlich schoß eine jähe Röte in das Gesicht des Mädchens, in dessen Art es doch sonst gar nicht gelegen war, derlei so ernst zu nehmen, und ohne ein Wort zu sagen, sprangen sie beide auf und gingen wieder durch die schmalen Raine zwischen den Weinreben. Nun aber waren die schönsten Früchte vor ihren Händen, die nichts mehr verlangten, sicher, und kein Jauchzen und kein Tollen störte die Stille. Sie gingen vom Wege ab. Denn ohne ein Wort der Verständigung war es ihnen beiden klar, daß sie der Schwester nicht gleich begegnen wollten. So mußten sie bald kreuz, bald quer gehen, und oft standen sie vor Sträuchern und Bäumen in diesem großen Garten und konnten nicht weiter.

Und schließlich kamen sie an den Inselrand. Da blieben sie nun eine Weile stehen und sahen stillschweigend nach rückwärts über diese fruchtbare Natur hinweg und hatten eine stille Freude an all der Blüte. Vor ihnen aber lag das weite, blaue, sanfte Meer, und ferne die Lagune, die Inselstadt. Wie sie nun aber so dastanden, da überkam den Mann eine kräftige Sehnsucht, sie bei den Händen zu nehmen und sie an sich zu

pressen, und dann doch wieder weich und zärtlich und sanft zu sein mit diesem schlanken Mädchen. Und da sie vor ihm stand, das Gesicht zum Weinberge gewandt, da berührte er ganz leise mit seinen Händen ihre Arme und dann küßte er mit schüchternen Lippen die blasse und weiche Seide ihrer Bluse dort, wo der schöne schlanke Hals ganz sanft sich zur Schulter neigte. Aber das war nur ein Moment. Grace hatte sich nicht gerührt, er hatte keine Bewegung ihres Körpers verspürt, und sie hatte ihren Kopf ihm nicht zugewandt, und als er wieder einen Schritt rückwärts getreten war, da blieb sie noch eine Weile vor ihm und hob nur mit einer langsamen Bewegung ihre Arme und griff nach einem Blätterzweige, der vor ihr hing, neigte den zu sich herab und fuhr sich mit diesem lebenden Fächer über die Augen und die Stirne und das zarte Gesicht. Dann schritt sie langsam neben ihm den Weg zurück.

Sie trafen jetzt bald den Schwager und die Schwester, die sie unbefangen und heiter neckten, und denen sie dann auch gleich spöttische Scherze zurückgaben, bis sie bei dem schwanken Brett waren, an dem ihre kleine Yacht angelegt hatte. Und wiederum umfing sie die Stille des Meeres und hüllte sie ein. Seltsam aber war es, daß sie auch nun wiederum schweigsam wurden. Sie saßen

da, ein jeder weit weg vom andern, seinem Leben für sich nachsinnend.

Und als sie endlich ihr Hotel erreicht hatten, da gaben sie sich nur lässig die Hand, und ein jeder war es froh, nun seiner Einsamkeit zu gehören. Denn so viel ist sicher: an diesem Abend, als sie nach Fröhlichkeit und Stille, nach Scherz und Zärtlichkeit dahinfuhren, da mußten es dennoch alle verspürt haben, daß zwischen ihnen die wahrhafte Gemeinschaft fehle, zwischen der kleinen verliebten Frau und ihrem Conte so gut wie zwischen den beiden jungen Leuten, die nichts verband als ein flüchtiger Kuß auf einer einsamen Insel, auf der Wein wuchs und Bäume, und die das blaue Meer umspülte.

* *
*

Als Gustav Seiler in sein Zimmer kam, lag ein Brief da. Er kannte die Schrift, er hatte oft genug nach diesen Zügen seine Sehnsucht geschickt. Er hatte oft genug gezittert, wenn er solch ein Kuvert entzwei gerissen hatte. Nun aber hielt er es in der Hand und hatte nur das eine Gefühl: ich will nichts wissen von alledem, es ist gewesen, von meiner Seele habe ich ja so viel bei jener Frau zurückgelassen, und nun muß ich doch allein bleiben. Aber wenn er auch

die Erinnerungen aus ihren bestimmten Grenzen hinausjagen konnte, wenn er sich auch zwingen konnte, an die Toilette zu denken, die er nun zum Diner machte und an die kleine goldene Münze, die er vielleicht schon heute, vielleicht erst morgen in den Händen halten werde — eines konnte er nicht: Diese traurige und bange Stimmung war wieder da, die er seit Monaten und Monaten schon in sich herumtrug, die ihn vielleicht einmal einige Stunden verließ, die dann wieder da war und ihn peinigte und quälte und ihm immer wieder das Bewußtsein seiner Verlassenheit, seiner Ruhelosigkeit gab. Und zornig nahm er den Brief, den er noch immer ungelesen in der Hand hielt, und vergrub ihn ganz tief unten im Koffer, unter seinen Papieren, Photographieen und Büchern und sagte es sich immer wieder: Das ist vorbei, das geht mich nichts mehr an. Ich kenne diese Frau nicht mehr. — — — — — — — — — — —

Wieder saßen sie in der großen hall. Wieder sang die junge dicke Frau in dem gelben Seidenflitter ihre heimatlichen Lieder; aber die amerikanischen Freunde waren sehr verschlossen. Dem armen Pa ging es wirklich schlechter, er vertrug die Luft hier nicht, und man wird reisen müssen. In die Schweiz vielleicht, in die Berge, gewiß aus dieser traurigen Stadt weg. Und immer wie-

der versuchte Gustav, einen Blick dieses Mädchens, mit dem er nun einige Tage die Stimmungen geteilt hatte, in sich aufzunehmen, als würde es auch in ihm klar werden, wenn er nur in ihre hellen Augen sehen durfte. Aber ihre Blicke gingen über ihn hinweg, und wenn sie sich dennoch einmal ins Gesicht sahen, dann war es wie ein verirrtes Suchen, und seine stummen Fragen blieben unbeantwortet. Es war ein müder Abend, und schließlich standen die Frauen auf und nahmen flüchtigen und kühlen Abschied. Man wird sich ja morgen beim Frühstück noch sehen. Adieu, gute Nacht!

Die beiden Herren aber blieben noch zusammen, rauchten ihre Zigarren und tranken einen schweren grünen Likör, der wie Öl in die Gläser floß und eine angenehme Müdigkeit in die Glieder senkte. Sie machten so ihre leichten Bemerkungen über die Frauen, die herumsaßen, über dieses Hotel, über Florenz und Rom, wohin Seiler in den nächsten Tagen gehen wollte. Der Conte erzählte von dem Hause seines Onkels an den Cascinen draußen und von den Schätzen, die bei dem alten Sonderling unter Schloß und Riegel verstaubten, und die beiden befanden sich bald in einem Gespräche über Altertümlichkeiten und tauschten ihre seltsamsten Erlebnisse dieser Art aus.

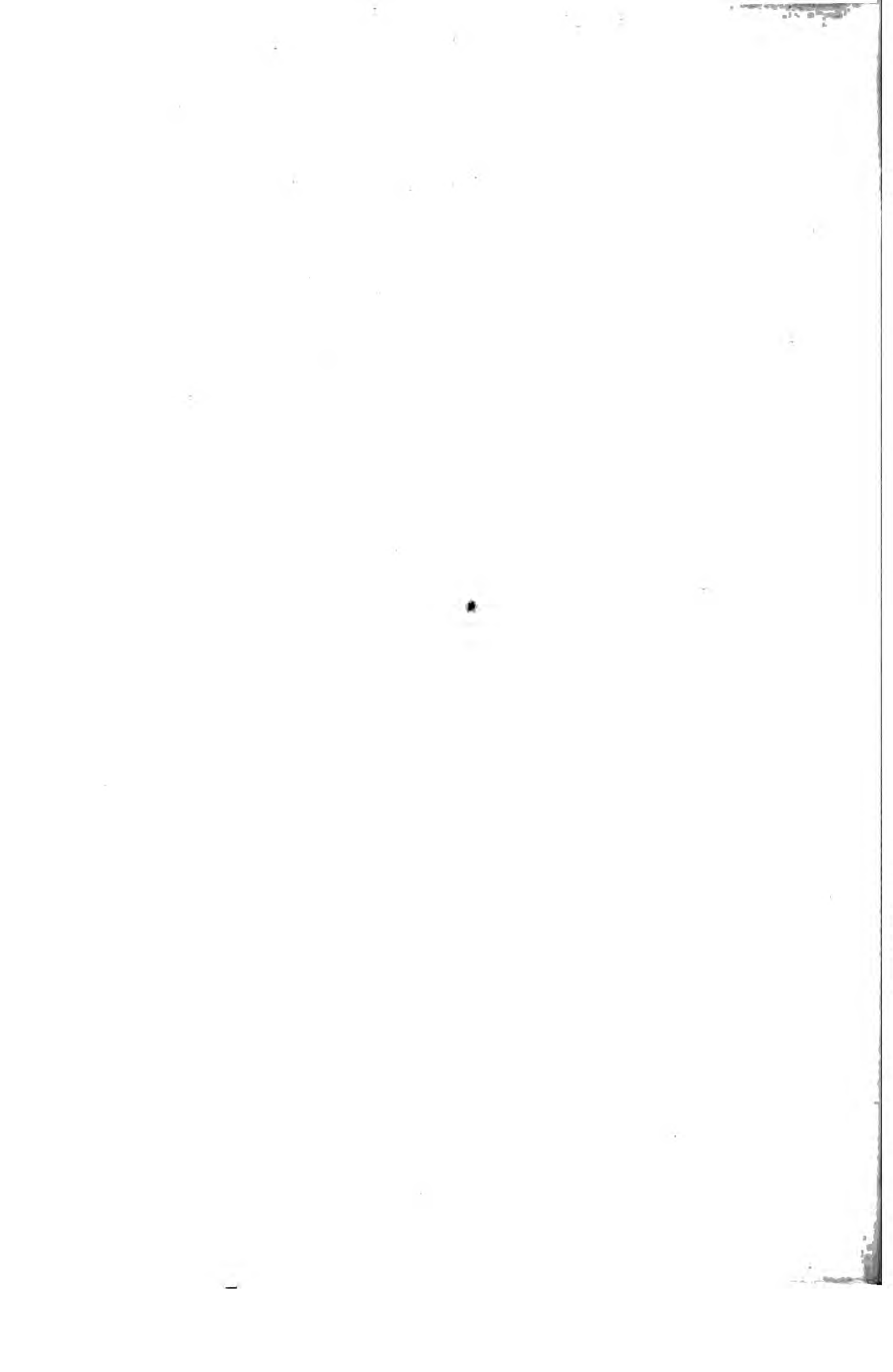
Zur guten Zeit kam denn auch in diese Konversation der Hotel-Portier, der Herrn Seiler darauf aufmerksam machte, daß eine alte Frau ihn sprechen wolle. Das war zu seiner großen Freude die Händlerin, die das Münzlein in ein schmutziges Papier gewickelt ihm entgegenhielt und mit einem Schwall von Worten dessen Schönheit rühmte, die Schwierigkeiten beschrieb, denen sie den Erwerb zu danken hatte und ihre eigene Geschicklichkeit immer wieder pries. In dem kleinen Rauchzimmer des Hotels stand nun das ungleiche Paar nebeneinander, die Blicke auf dem kleinen Golding, und nun feilschten sie. Immer wieder pries die Alte ihre Ware an: Una bellezza, una bellezza! Dieser Ausdruck kehrte immer wieder in allen Modulationen der brüchigen Stimme, zur Beteuerung, daß sie die Münze wahrhaftig nicht unter 50 Lire hergeben könne, und zur Bekräftigung, daß sie wahrhaftig echt sei, und zur entrüsteten Abwehr, weil der Herr ihr nur dreißig geben wollte. Dann aber wurden sie handelseins, und Seiler hielt nun das kleine Ding in seiner Hand, und nur wie aus der Ferne drangen die Reden der Alten auf ihn ein, auf die er nicht weiter hörte, und in denen es nur immer wieder hieß: Una bellezza, una bellezza! Er aber freute sich seines neuen Besitztums, freute sich, als sei dies nun das Glück,

die Erlösung von der Unruhe seines Lebens. Die Alte aber sprach noch immer fort. Er wurde dann doch aufmerksam, was sie denn noch wolle, und hörte halb hin, während seine Gedanken sich doch mit der Münze beschäftigten, mit diesem übermütigen Fürsten, der stolz lebte, nichts von Rechenschaft und Pflicht und Sitte hatte wissen wollen, und der so stolz gestorben war, dem die Frauen nachliefen, und der die Mädchen peinigte, der eine übermütige Freude an der Sinnenlust hatte, und der ein Mensch war, der seinen Trieben gehorchte, besinnungslos, ohne Zaudern, ohne Gewissensangst.

Die Alte aber sprach noch immer weiter, immer weiter: „Wenn der Herr sonst noch ihre Dienste wünsche . . . und es gebe ja vielerlei, was Venedig zu bieten hätte . . . und etwa nicht allein alte Münzen . . . auch anderes . . . gerade das, was so ein Cavaliere doch gewiß auch schätzen könne . . . und auf sie könne man sich verlassen. Und wieder strudelten ihre Worte, wie immer, wenn sie eine neue Ware pries, und wieder tauchte der Lockruf auf: Una bellezza, una bellezza! Aber nun war es nicht mehr eine kleine Münze, die sie verhandeln wollte. Die Augen der alten Händlerin hatten einen abscheulichen grünlichen Glanz, während sie ihre neue Ware anpries und eine

schmutzige kleine Karte auf den Tisch legte, ganz nahe dorthin, wo früher die Münze von Ludovico Moro gelegen war. Dann aber ging sie ihres Weges, und in ihre Abschiedsworte mischte sie immer wieder diese Rufe: Una bellezza, una bellezza, bis sie draußen war, aus der Halle, aus dem Hotel, und ihr Kunde wieder an dem kleinen Tische mit dem Conte saß, den neuen Erwerb in den Händen und die schmutzige Karte in der Tasche.

Als dann aber die letzte Zigarre geraucht war und die Herren sich verabschiedeten, da ging Herr Gustav Seiler noch einmal vor das Hotel hinaus, atmete noch einmal die Märchenluft dieser Stadt versunkener Schönheit, und dann rief er einer Gondel und fuhr hinein in die kleinen Kanäle ... Una bellezza, una bellezza!



Berlin

Herr Gustav Seiler hatte keine Freude an der italienischen Welt mehr, als am nächsten Mittag die kleine amerikanische Familie, die in diesen Tagen für ihn schon mit zur venezianischen Stimmung gehört hatte, die Stadt verlassen hatte. Es war ein müdes Abschiednehmen gewesen, mit all der kühlen Herzlichkeit gut erzogener Reisender, die sich noch einmal die Köstlichkeiten der gemeinsam verlebten Stunden vor die Augen rufen, um dann beim Adieu eine warme Herzlichkeit in ihren Ton zu legen und dann zu verschwinden, vielleicht auf Wiedersehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Und daß sie insgesamt nicht sehr heiter waren, das lag wohl nicht daran, daß der eine nun den anderen verlor, sondern weit eher an einem allgemeinen Gefühl, wie traurig das doch sei, daß man dieser schönen Stadt immer nur für einige Tage froh werden könne, und daß dann eine so

heftige und tiefe Verlassenheit in die Seelen einziehe. Davon sprachen sie denn auch wie gescheite Menschen, die in jahrelangem Reisen auch die Fähigkeit gelernt haben, die Kraft ihrer Eindrücke zu messen, und kein persönliches Wort drang mehr in die Gespräche, die sich zwischen Grace und Herrn Seiler noch entspannen. Zwei Stunden nach der Abreise dieser flüchtigen Freunde fuhr aber auch Seiler weg; denn es war ihm unerträglich geworden, seine gewohnten Gänge und Fahrten in dieser Stadt fortzusetzen, da sich immer wieder mit fieberhafter Gewalt allerlei Bilder vor seine Augen stellten, die mit unerhörter Eile wechselten, sich verschlangen und unendliche Größe annahmen, die ihn verfolgten, wenn er in der Galerie vor einem schönen Bilde stand, die sich zwischen ihn und das weite Meer schoben, wenn er draußen auf der Terrasse am Lido saß, und deren Schrecknis darin lag, daß sie Verwirrtes und Auseinanderliegendes verbanden, Altes und Neues ineinander verquellen ließen und ihn zum Beben brachten durch die Rücksichtslosigkeit, mit der Teile seines Lebens, die er sonst reinlich voneinander schied, nun ineinander wuchsen. So sah er in dem kleinen winkeligen Gassenzuge eine prunkvolle Gesellschaft im reichen Kostüm des Cinquecento ihm entgegenkommen. Herrliche Männer und Frauen, in deren

Antlitz die herrische Größe jener unumschränkten Gewaltzeiten ausgeprägt war, und die zu einem wunderbaren Feste zu ziehen schienen. Und er war mitten unter ihnen ein freudiger Gast und doch auch wieder ein neidischer Beobachter, und dann plötzlich wandelte sich die Gestalt der imposanten vornehmen Frau, die mit weißen Haaren und würdigem Gesicht den Zug an der Spitze geleitete, in ein häßliches und widriges Altweibergesicht. Schmutzige Lappen waren die Brokate von vorhin, und mitten aus dem Kreise des Gefolges zerrte die Alte ein widerstrebendes junges Mädchen hervor, von zarten und schönen Zügen, aber doch schon mit lasterhafter Miene, und die beiden kamen auf ihn zu, ganz nahe, so daß er es nicht begriff, daß sie ihm nicht schon an die Kleider greifen konnten, und ihr Atem ihm ins Gesicht schlug, und da war dann plötzlich das Gesicht der jungen Dirne das Gesicht der Amerikanerin, und die Szene war draußen im Weinberge. Und die Sonne flimmerte ihm in die Augen, daß er aus dem wirren Traum erschrak und sah, daß er noch immer allein war, der Spuk verflogen, und nur die quälende Unruhe geblieben.

So zog er weg aus der Stadt, und auf dem Wege nach Florenz hielt er in Verona Einkehr. Er mußte sich nun zur Ruhe zwingen. Wie ein

getreuer Tourist fuhr er, trotzdem er schon so oft da gewesen war, ins Amphitheater, fuhr zu den Grabstätten, sah mit gleichgültigen Augen und leerem Gemüt verfallene Ruinen und halbwache Kunst. Was konnte ihm aber das alles helfen, da ihn die warme Luft des Südens drückte und die unendliche Ruhe dieser Landschaft und die scheinbare Müdigkeit alles Lebens hier, und da in ihm die Sehnsucht aufquoll, wirkliche, tätige Menschen um sich zu verspüren, heftiges Glück oder Unglück, Rollen und Toben und Tosen, aber doch außerhalb seiner und nicht immer nur in seinem zermarterten Hirn, und dann Wirklichkeit, schicksalsschwere Wirklichkeit, Gegenwärtiges, nicht nur diese Vergangenheit. Nun reizte ihn die Vorstellung nicht mehr, daß er am anderen Morgen in Florenz sein könnte, und das Bild des köstlichen Hofes im Bargello war ihm keine Lockung mehr, und keine leisen, freudigen Schauer trieben ihn in jenen kleinen wundervollen Saal der Galerie, wo die sanften Frauen des Botticelli hängen, und in dem er früher so viele Male gesessen war und sich reicher werden gefühlt hatte. Und es war ihm keine Freude mehr, daran zu denken, daß er des Abends mit seinen Florentiner Freunden, die alle so ruhige, weltabgewandte Menschen waren, im Barile sitzen werde, sich mit der sorgfältigen und weisen Be-

reitung eines köstlichen Salates beschäftigen und bald mit großer Sachkundigkeit die Frage, ob Zucker oder nicht, beraten. Und dann wieder all diese Prosa beiseite schieben und mit diesen klugen Menschen, die seit Jahren und Jahren mitten drinnen im Quattrocento oder Cinquecento lebten, von den Münzen sprechen, die wie die Bilder ein Spiegel der Kulturen sind; Zusammenhänge verfolgen, und dann, wenn sich irgend eine neue Spur weist, auf die Jagd gehen, in irgend einem Schlosse, oder Kloster oder Kirchenschatze nach so einem alten Pfennige suchen und dergestalt ein Leben führen, nach dem er sich so viele Male gesehnt hatte, und das doch auch ihm Inhalt geben mußte wie so vielen anderen. Aber das half nun nichts, und er konnte sich keine Hoffnungen vorgaukeln, wenn in ihm doch keine wohnten. Und als er des Abends in einem kleinen schmutzigen Kaffee saß und sein Getränk saugte, das aber nicht so kühl und nicht so rein war wie immer vor San Marco, da wußte er, daß es für ihn in diesem Spätsommer kein Florenz mehr geben werde und kein Rom, und er flüchtete sich und zog nach Norden.

Über die Alpen weg und am nächsten Tage in München. Aber auch da war nicht des Bleibens. Diesmal vertrug er diese dicken und behäbigen Menschen, diese Freunde des Biers, der guten

Verdauung und des lässigen Kunstgenusses nicht, fühlte sich verirrt zwischen den prunkenden Bierpalästen und hielt es keine zwei Stunden aus. Nichts konnte ihn halten, nicht die Aussicht auf irgend einen gelehrten Münzenhändler, auf einen guten Fund. Wieder saß er im Zuge, und nun ging es wirklich nach Berlin, in die große Stadt. Im letzten Augenblick, bevor der Zug ging, hatte er mit förmlicher Hast einen großen Pack Zeitungen zusammengerafft, hatte sie neben sich, auf und über sich im Netze geschichtet und saß nun da im Eck am Fenster, ohne Blick für seine Nachbarn, vergraben in die Neuigkeiten, von denen er nun seit Wochen nichts hatte wissen wollen. Kreuz und quer las er die Nachrichten aus der Kunst, Lokales aus München, aus Wien und aus Berlin, Witze und Glossen, Betrachtungen, Stimmungen, ferne Reisen, alles durcheinander ohne viel Freude an der Einzelheit, und nur mit dem einen Wunsche, wieder mitten drinnen zu sein, wieder zu spüren, wie sich alles das regt, und mit seinen Teil daran zu haben.

Als dann aber die Stunden nicht mehr eilten, sondern nun träge verflossen, da wurde er müde dieser Gleichgültigkeiten, ließ die Zeitungen sinken und wandte sich den Menschen zu, die diesen Reisetag mit ihm teilten. Gleichgültige Gespräche zogen

sich lässig hin und her. Er erfuhr, wo die alte Dame gewesen war, die ihm gegenüber saß, er wußte dann, welchen Zwecken die Fahrt des Kaufmanns im anderen Eck gelte, und er kam in ein Renngespräch mit dem jungen Herrn, der an seiner Seite saß. Und dabei blieb er dann lange. Er erinnerte sich seiner sportlichen Erlebnisse in der grünen Wiener Freudenau, er fand Lust daran, merkwürdige Vorfälle von den Rennen zu erzählen und ihre Einzelheiten zu untersuchen, und in seinem Gedächtnisse wurden die Eigenschaften der einzelnen Pferde, der Jockeys, der Ställe wieder lebendig. Und als ihnen in der Mitte des Tages wiederum Zeitungen angeboten wurden, da teilten sich die beiden neuen Bekannten in die Sportblätter, die man bekam, und waren bald ganz vertieft in die Erwartungen und Voraussetzungen für die nächsten Rennen in Hoppegarten und Karlshorst.

So führten denn auch die ersten Tage des neuen Berliner Aufenthaltes Seiler auf die Rennbahn. Am Abend seiner Ankunft hatte er ja gar nicht mehr daran gedacht. Allein dann am anderen Morgen, als er vom Hotel durch die Straßen ging, durch die großen, lärmenden, breiten, menschenerfüllten Straßen, da war ein Tätigkeitsdrang in ihn gekommen, wiederum der Wunsch,

irgendwo lebendige Interessen zu haben, und zu alledem — diese große, tödliche Langeweile. Denn das wußte er schon von früher her, daß man in dieser Stadt nicht müßig gehen könne, daß man irgendwo seinen Teil an den Interessen haben müsse, ernsthafte oder nichtige, gute oder spielerische, aber immerhin Interessen, die einen mit den anderen verbinden, die einem dasselbe Tempo des Lebens geben, das alle hier hatten: Die große Eile, die Hast, die unermüdliche Betriebsamkeit. Ach nein, langsam spazieren gehen, sich an schönen Häusern freuen und den Menschen ins Gesicht schauen, sie unbemerkt um ihre Seelen befragen, das konnte man hier nicht, dazu hatte keiner Zeit. Das ließ auch die herbe und frische Luft nicht zu, die einen ja nicht zur Ruhe kommen ließ.

So war er denn am zweiten Tage schon in dem Zuge gesessen, der alle diese sonderbaren Sportsfreunde und Sportsgeschäftsleute nach Hoppegarten hinausführte. Wie alle hatte er das kleine Büchlein in der Hand, das die Reihenfolge der Rennen, die zu startenden Pferde verzeichnete, las in den Blättern, deren Berichte über die Erfolge auf den Training-Bahnen allerlei kluge Lügen mitteilten, sammelte die Meinungen und machte sich mit dem Bleistifte im Programm seine Notizen, kam in den Eifer der Gewinnsucht. Um

ihn herum schwirrten die Worte, schwirrten die Tips, schwirrten die unkontrollierbaren Nachrichten. Das alles war jetzt sehr wichtig. Alle anderen Lebensinteressen dieser Menschen waren verschwunden, und im Mittelpunkte ihrer Erwägungen stand die Frage: Wer hat die beste Chance? Wie sind die „Zeiten", wie sind die bisherigen Leistungen des Pferdes, wie sind die Interessen des Stalles? Und ein seltsamer Jargon, falsch ausgesprochene englische Namen und Ausdrücke, erfüllte das Coupé. Grobkörnig und erregt, unangenehm sicher und hochfahrend, dabei im tiefsten an all dem Sport uninteressiert und nur auf der Jagd nach ihrem kleinen Gewinn, saßen sie alle da, diese falschen Pferdefreunde, diese verarmten Jobber, diese spielwütigen Kaufleute, diese berufsmäßigen Totalisateurbesucher. Und mitten unter ihnen die kühlen Geschäftsleute des Rennens, die ihre Meinungen propagierten, mit ihren abgegriffenen Notizbüchern Rennaufträge sammelten, Anträge machten und Anfragen feilschend beantworteten, jämmerliche, elende Gesellen, Betrüger, die selbst betrogen wurden; denn sie alle spielten ja, alle verloren, und all dies Geld rollte nur von einem zum anderen, zerstob, zerflatterte, blieb bei keinem.

Und es war sonderbar, wie Seiler die psycho-

logische Neugierde an diesen Gestalten bald verlor, wie er schließlich mitten drinnen war, nicht mehr sah, wieviel in all diesen Menschen erstorben war, sondern dann auch alle seine Gedanken bei den Pferden hatte. Er hatte es ja nicht notwendig, zu gewinnen, und wenn er etwas verlor, konnte er es gut vergessen. Aber dennoch, die Phantasie war rege. Und wie der Zug durch die Vororte hinfuhr, immer neue Gäste einnahm und dann immer wieder an Häusern vorbei, enge neben den Fenstern, so daß man hineinsehen konnte, da formte er allerlei Pläne. Er malte sich aus, wie das wäre, wenn er nun Rennen nach Rennen gewänne, von kleineren Summen zu immer größeren käme, und dann endlich, nicht etwa heute nur, sondern nach fünf, sechs, zehn Rennen, ohne sein Kapital irgend anzugreifen, ein größeres Vermögen erspielt hätte und dann mit diesem sich selbst einen Rennstall anlegen könnte, ohne sein Kapital anzugreifen, schöne Pferde haben, durch die Welt mit ihnen fahren, heute in Berlin und morgen in Baden-Baden und vielleicht sogar in Paris der große Sportsmann sein, den Wettmarkt beherrschen, ein eigenes Gestüte haben, der erste werden und schließlich sogar von den Engländern geachtet, die doch sonst für die kontinentale Zucht nur ihr hochmütiges Lächeln haben. Das war

nur ein Traum, lächerlich und kindisch, der Wirklichkeit abhold wie alle die Träume, die er in den 30 Jahren seines Lebens viele Male und immer und immer wieder sich zu Luftschlössern erbaut hatte. Und es war im Wesen so gleichgültig, ob es nun der Traum des großen Sportsmannes oder der des Meisterschwimmers, was er als kleiner Bub immer sich ersehnt hatte, sei, oder der des allbeherrschenden Zeitungsmannes — es war immer dasselbe, eine Phantasie, zu der die Wirklichkeit nichts beitrug, die er nicht durch Taten greifbar zu machen suchte, der er nie einen Schritt näher kam, die er vergaß, die ihm gleichgültig wurde, der andere folgten. Aber nun, während er zum Rennen hinausfuhr, beschäftigte ihn diese neue Leidenschaft denn doch aufs heftigste, und er vergaß der alten Lust am Sammeln der Münzen, wußte nichts mehr von dieser Neigung, die er sonst, manchmal sogar systematisch, trieb, er hatte nur eine Frage: Wer macht das Rennen?

Er gewann, er verlor. Was bedeutete dies alles, da es ihn nach zwei Stunden nicht mehr interessierte, da er nicht den Mut und nicht das Temperament hatte, große Summen aufs Spiel zu setzen, da er bald einsah, wie er von Anbeginn an der Unterliegende sei. Bald wurde er auch müde, und schließlich sah er nur noch mecha-

nisch dem Sport zu, trug seine paar Goldstücke zur Maschine und saß dann auf einer Rasenbank und schaute mit gleichgültigen Augen auf das ganze Treiben, abgespannt, verdrossen und mit einer stillen Wut auf alle die Dummen um ihn her. Aber er fand Bekannte, fand alte Freunde, mancherlei Menschen. Ärzte, die nichts zu tun hatten, Schauspieler, Müßiggänger, redete ein paar Worte mit ihnen in ihrer Sprache, im Umfange ihres Gesichtskreises, der sich zwischen den Möglichkeiten des vorausgegangenen Rennens und den Aussichten des nächsten bewegte, ließ sich sagen, was mit Genossen ihrer früheren gemeinschaftlichen Soupers geschehen sei, an die er sich längst nicht mehr erinnerte, deren Namen er nicht wußte, deren Gesichtszüge ihm fremd geworden waren. Er lachte mechanisch, wenn man ihn an einen Scherz erinnerte, den sie vor Jahren mit dem oder jenem kleinen Mädchen ausgeführt hatten, er fand komisch, was er komisch finden sollte, und hinter alledem lauerte die große Leere seines Innern, um ihn zu bedrücken, verzweifelt zu machen, wenn er wieder allein blieb, in die Stadt zurück sollte und neue Menschen suchen.

Das konnte er denn auch nicht, und so blieb er mit den alten. Er erneuerte Bekanntschaften, und als sechs Wochen ins Land gezogen waren,

da führte er ihr Leben, und alles, was in ihm zu anderen Zielen trachtete, war zum Schweigen gebracht. Allmählich sieht er das Erstarrte, das Tote, das Anwidernde seiner Umgebung nicht mehr, entwöhnt sich, zu unterscheiden zwischen den einen, die wie er aus Trägheit und aus großer Langeweile dieses Leben mitmachten, und den anderen, zu deren Wesen es paßte, die darin ihren Daseinsinhalt fanden. Und so zieht er mit verkommenen Männern und mit traurigen Menschen, mit leichtsinnigen Frauen und mit armen Mädchen von Hoppegarten nach Karlshorst und dann auf die Trabrennplätze, so lange die unangenehm stechende Sonne es Tag sein läßt. Und des Nachts durch die Weinkneipen, die langweiligen Variétés und dann ins American Bar, in den letzten offenen Weinkeller, und früh nach Hause, müde getrunken, abgespannt. Er hat nichts in dieser Umgebung zu tun, er spricht wenig, er gehört nicht zu den amüsanten Menschen, von denen man sagt, sie müssen dabei sein, wenn es irgend eine „Hetz" gebe, und er ist immer ein Fremder in diesem Bereiche der Friedrichstraße, einer, über den man sich wundert, wenn man zufällig nüchtern ist, und für den die Mädchen jene Spitznamen haben, die das Befremden ausdrücken, daß so ein seltsamer Geselle, ein halbwegs anständiger Mensch, sich mit

ihnen abgibt. Er selbst denkt manchmal darüber nach, wie das kommt, daß er Tag für Tag ein solches Leben führe. Aber dann sitzt er wieder im chambre séparée, dann geht er wieder ins Foyer des Metropoltheaters, dann fragt er wieder nach den schmutzigen Kleinigkeiten seiner Umgebung, interessiert sich vielleicht doch dafür, hat doch auch so seinen Ehrgeiz, diese oder jene Frau zu haben, der Sieger zu sein, der schmähliche Sieger. Wenn er spät am Tage aufsteht, flaniert er durch die Straßen, hat nur für die eine Sorte der Menschen ein Auge, für die, die leben wie er. Und da er nicht über die Linden, die Friedrichstadt hinauskommt, vergißt er allmählich, was Berlin bedeutet, und schließlich ist ihm der Ort nichts als ein gräßlich roher Vergnügungsaufenthalt, und die Melodie des Lebens hier ist für ihn der Klang von abgebrochenen Sektflaschen, von heiseren Singstimmen, fahler Eleganz, von mühseliger Lustigkeit, von Entkommenwollen und nicht Können. Er geht durch die Straßen und wundert sich, wenn er jemand von diesen Menschen, diesen Herren und diesen Mädchen nicht kennt. Er geht mechanisch hinter ihnen her, er ist höchst erstaunt, wenn er sich in einer Frau einmal getäuscht hat, und es ist so unendlich gleichgültig, wenn er recht behalten hat, er wieder in

so einer dumpfen Wohnung sitzt, auf einem Plüschsofa, wie diese alle sind, und wieder diese Geschichten hört, die man ihm nun schon tausendmal gesagt hat. Diese Geschichten mit den falschen Tönen, diese Historien von den Grafen, die verführt haben, der bösen Stiefmutter, dem Vater, der trank und prügelte . . . oder die ganz andere Geschichte, die cynische Geschichte, daß die junge Dame eben kein anderes Leben freut, und daß die Männer auch gar nichts anderes verdienen, als daß man sie so behandelt und ihnen wegnimmt, was sie sich irgend wegnehmen lassen, und daß es ja schließlich ganz gleichgültig sei und in fünf oder zehn Jahren ja doch alles vorbei, und dann, was dann kommt, ist alles das große Elend, das Spital . . . ach, die alte Litanei. Aber er fragt, fragt immer noch, geht immer noch auf die Einzelheiten ein und hat so seine Freude, wenn ihn eine betrügt, belügt, ausplündert. Er langweilt sich ja so sehr.

Abends aber sitzen sie im chambre séparée, sitzen da zusammen, vier oder fünf Herren, die nichts von einander wissen, aber ihre trunkenen Nächte miteinander teilen, und ein Haufen Mädchen, die sie sich allmählich zusammengesucht haben, von denen die eine zwei Tänze klimpern kann und die andere mit ihrer brüchigen Stimme einen

Nigger-Song berlinisch-englisch vorleiern und die dritte gar so lustig ist. Denn, wenn es einmal Mitternacht ist, kann sie einfach nicht anders, als daß sie roten Wein über das Tischtuch gießt, die Kellner duzt, mit ihnen grob ist, ihren Freund ohrfeigt und schließlich zu heulen anfängt. Und so gehen die Tage, sind voneinander verschieden, weil an dem einen man beim Rennen gewonnen hat und trinkt, um das Glück nicht zu verjagen, und an dem anderen verloren und trinkt, um sich zu trösten. Sind verschieden, weil an dem einen Tage der Herr v. Butler und der Premierleutnant Herr v. Falkenstein (in Civil) da ist und die Elli und die Addi und am anderen Tage zwei andere Herren, zwei andere Mädchen. Seiler aber sitzt Tag für Tag da und sieht der Langeweile zu. Aber es ist nicht wahr, daß er selbst sich immer langweilt. Manchmal sitzt er auch am Klavier und spielt zum Tanz auf, und manchmal wird es am Tisch plötzlich still, und dann hört man ihn sprechen. Hört ihn erzählen, wie das war, als er in Algier drüben oder in Tunis sich von kleinen Mädchen, halben Kindern, ihre unzüchtigen Tänze vormachen ließ. Und wie er ein andermal ganz merkwürdige, unglückliche Frauen auf einem Schiff traf, die man irgendwohin verhandelt hatte. Und wenn er dann im Erzählen ist, dann entfernt er sich

von dem Thema der Frauen und berichtet auch von anderem, von seinen Reisen, von dem und jenem seltsamen Menschen, dem er begegnet ist. Dann aber plötzlich — bricht er ab, sieht sich mit starren, glotzenden Augen im Kreise um, wird rot wie ein Schuljunge und schämt sich. Denn er hat vergessen, mit wem er Feste feiert. Dann mag es auch eine Weile dauern, bis das Gespräch wieder in Fluß kommt. Alle sind nachdenklich geworden, und keiner sagt ein Wort. Bis plötzlich eines von den Mädchen, die eine solche Stimmung nicht vertragen können, ein Glas zerbricht, was, wie man weiß, immer ein Zeichen wirklicher orgiastischer Freude ist, und bald wieder die heiseren Stimmen durcheinander schreien, eine neue Bowle gebraut wird, und Seiler zerstreut und mit irren Augen im Winkel sitzt. Und dann verläßt man das eine Lokal um des anderen willen, geht zu Stallmann, weil man doch noch frisches Bier trinken muß, trifft dort eine Gesellschaft des gleichen Kalibers, freut sich und zankt sich miteinander, schreit und tobt und zieht von dort weiter in noch eine Bar, nimmt neue Kumpane auf, trinkt nun Schnaps und sitzt schließlich bei der Helmer unten im Keller, bis der Morgen kommt, weil es nämlich gar so lustig ist, so wirklich vergnügt. Dann aber steht man draußen in der

Friedrichstraße, wo die Züge der Menschen noch sparsam sind, und wo die letzten Dirnen ihre geschminkten Gesichter herzeigen und die ersten Leute in ihre Geschäfte gehen, und nimmt Abschied.

„Na, Sie sind heute wieder sehr amüsant gewesen!" sagt eine kleine Choristin, die auf Anstand hält und deshalb das Du mit dem Sie gern verwechselt, zu Herrn Seiler.

„Wissen Sie, manchmal — —"

„Na, was denn — —"

„Sagen Sie, kommt Ihnen das auch manchmal so kläglich vor? Ich denke immer — —"

„Ja, es ist ein elendiges Luderleben!"

„Nun, und können Sie nicht weg, können Sie nicht ein anderes anfangen? Ich — —"

„Ach was, Quatsch! Du dummer Kerl hast immer einen Kater, bevor du was getrunken hast — laß andere Leute in Ruhe!" — — — — —

Herr Gustav Seiler geht in sein Hotel.

Hinter ihm aber hört er laute Stimmen seiner Freunde, dieser Freunde, hört, wie sie in den Morgen hinaus einen Gassenhauer schreien, und die grellen Stimmen dringen ihm nach, zwei Lieder durcheinander, ohne daß die Sänger es merken.

Und die Kleine, mit der er eben gesprochen, zirpt mit ihrer dünnen Stimme hinein: „Du aber hast mich nie geliebt!"

* *
*

Seiler hatte in Berlin einen Freund. Sie kannten sich von der Schule her. Dann aber war vieles zwischen ihnen gewesen, Fremdheit, Reisen, das Schicksal des Freundes. Er hatte nämlich eine große Liebe gehabt zu einem Mädchen, das für ihn wundervoll war und an dem die anderen vorbeigingen. Eine große Leidenschaft, die für ihn rätselhaft, unentwirrbar und schrecklich war, während die anderen sie einfach sahen: Ein Schicksal, wie es sich für jeden zutragen mag. Aber da der Freund immer umherging mit dem Gefühl, was dir nun geschieht, das hat kein anderer zu tragen, so wird dir auch kein anderer helfen können, — so verlor er seine Freunde, verlor alle Beziehungen mit den Menschen, und keiner durfte ihm helfen, bis er allein sein Schicksal gelöst hatte, oder es vielmehr abgewartet, bis er frei war. Denn das Unglück war ganz einfach das gewesen, daß er in allzu jungen Jahren eine Frau geheiratet hatte, die nun an seiner Seite ein kräftiges, selbstsicheres und hartes Leben führte, eine gute Hausfrau war und gar nicht begriff, was einer

vom Leben sonst noch verlangen könne als sein Auskommen und die Vergnügungen der Sonntage. Und diese beschränkte Meinung, dieses Fernsein aller seelischen Kämpfe war es denn auch gewesen, was den Freund immer gehindert hatte, zu seiner Frau von der Liebe zur anderen zu sprechen und von ihr zu verlangen, daß sie sich trennten. Denn er fürchtete die rohen und harten Worte, die nun aufkommen würden, er wußte, daß sie nicht verstehen würde, welche reinen und scheuen Beziehungen zwischen ihm und jenem Mädchen herrschten, daß noch kein Wort der Liebe zwischen ihnen je gesprochen worden sei, und sie doch beide es wußten, wieviel sie sich wären, und daß sie einander erwarten mußten um jeden Preis, sei es auch der ihrer Jugend. Ein Jahrzehnt war hingegangen, und sie hatten beide in Träumen gelebt, der verheiratete Mann, der seinen Geschäften nachging, und das Mädchen, das nun nicht mehr jung war, und dessen frische Wangen allmählich bleichten, und die ihren Eltern so vielen Kummer machte, weil sie keinen Mann nehmen wollte, eben keinen anderen als den, der nicht frei war. Aber dann geschah das unerwartete Wunder, und die Frau starb. Und die beiden vermählten sich und zogen weg aus der Stadt, die so viel von ihrem Warten, ihrer unglücklichen

könne. Er mußte. Was lag ihm denn an der ganzen Welt! Das war ja töricht. Was sollte ihm denn all das andere, die Achtung der Menschen, seine eigene Achtung — er liebte doch diese Frau. Die ganze Zeit, die er mit ihr verlebt hatte, all diese Gemeinheiten, die sie verübt hatte, die Schamlosigkeiten, an denen er seinen Teil hatte, das alles wurde in ihm wach, und nichts fehlte in dem gräßlichen Bilde, das er sich nun von sich selbst machte. Aber doch, — er ging nicht weg.

Eine dunkle Gestalt stieß an ihn an. Er sah auf, ein Herr, den er irgend einmal kennen gelernt hat. Er wußte keinen Namen, wußte auch nicht, wo er ihn hintun solle. Sie begrüßten sich. Der andere hatte vielleicht schon etwas getrunken, er war wenigstens sehr laut, lachte auf und machte so seine Witze über den einsam Wartenden. Dann gingen sie ein paar Schritte miteinander. Und der Fremde begann irgend etwas zu erzählen, wie lustig das heute abend gewesen ist.

„Denken Sie sich, die kleine Milli vom Thalia-Theater, die doch etwas mit dem Dr. Meyer, der Meyer — das ist nämlich der von der Spiritusgesellschaft — hatte, und wie der heute nach Haus kommt — das war zu komisch!"

Seiler ging neben dem volltrunkenen Fremden

her. Er sah nun plötzlich, daß der ganz verglaste Augen hatte. Und er erinnerte sich, daß er diesen Menschen ja doch schon viele Male gesehen haben müsse, und daß ihm irgend jemand damals erzählt hätte, das sei ein großer Geschäftsmann, der die Tage über arbeite und nur nachts sich so herumtreibe, ja, ein Spiritusfabrikant, und plötzlich fragt er ihn: „Sagen Sie — verzeihen Sie, sind Sie, heißen Sie nicht Meyer?"

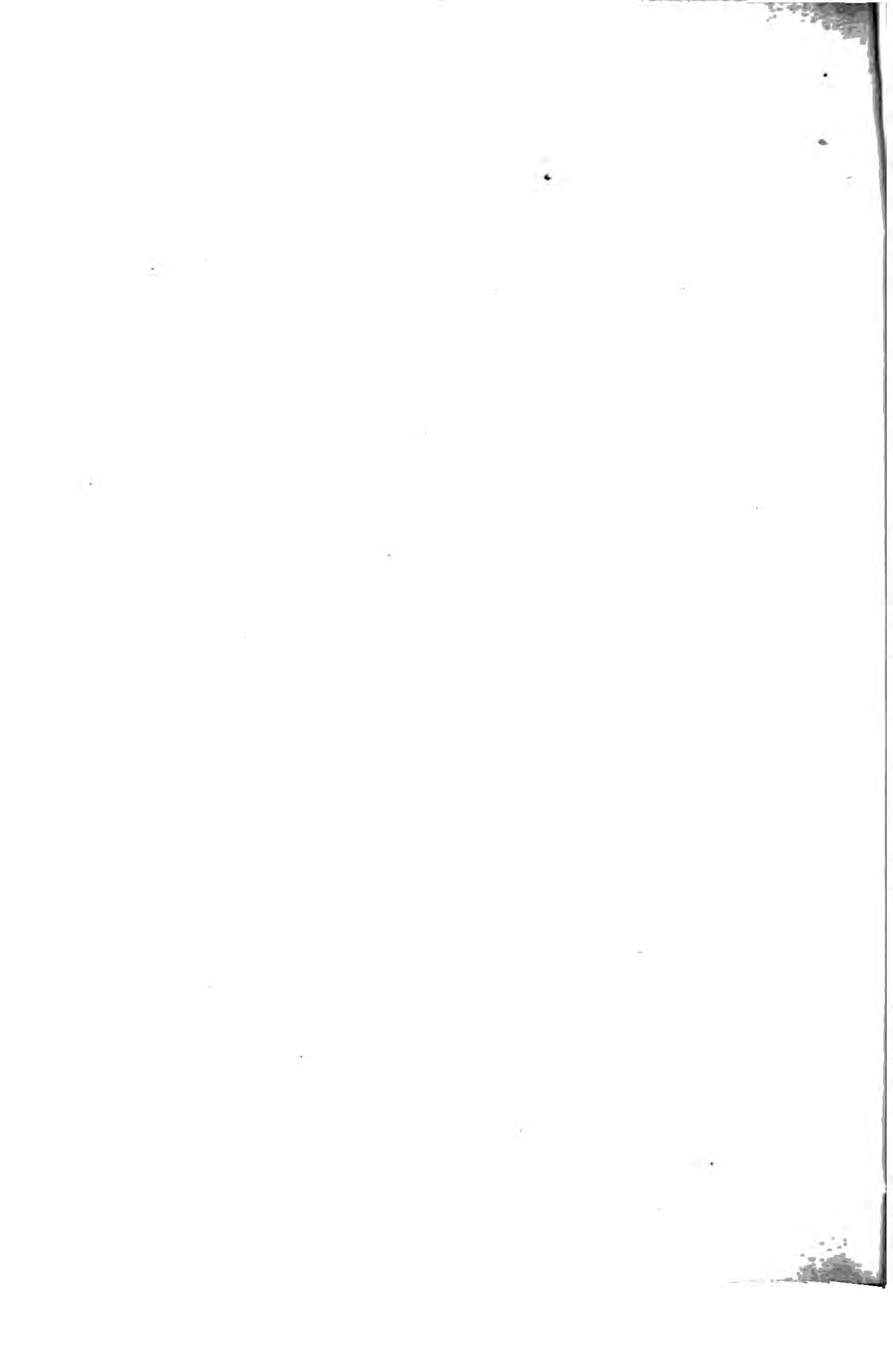
„Ja wohl, wie sollte ich nicht! Ich sage Ihnen doch, der Meyer, der mit der kleinen Milli, nu, Sie wissen doch, vom Thalia-Theater . . ."

Nun geht Gustav Seiler ganz ruhig an der Seite des Trunkenen. Er führt ihn bis ins Café Kaiserkeller, und dort trinken sie einen schwarzen Kaffee. Dann steht Seiler auf, setzt den Herrn Meyer in eine Droschke und geht selbst zu Fuß nach Hause.

Er legte sich schlafen, schlief die ganze Nacht durch.

Und am anderen Morgen war alles ein Traum gewesen, ein wüster, erschreckender Traum.

Wien



Und wieder zog er auf die Reise, wieder fuhr er durch Städte, ließ Luft, neue kräftige Luft durch seine Lungen ziehen, sprach mit fremden Menschen, besah Altertümer, freute sich an Ketten und Münzen, und schließlich packte ihn denn doch die Sehnsucht nach der Heimat.

So ging er denn Tag für Tag durch die Straßen der Stadt Wien, der er in trauriger Liebe zugetan war, da er den wundersamen Reiz ihrer alten und gefesteten Kultur kannte und auch ihre Versunkenheit in Gewesenes, diese merkwürdige Totenstarre, die über den Menschen dort liegt, und die Frisches, Lebendiges und Eigenkräftiges nicht aufkommen läßt.

Nun waren seine Stunden wieder erfüllt von jener gleichmäßigen und etwas langweiligen Ruhe, von jenem anmutigen Nichtstun, das es erlaubt, eine raffinierte und erfindungsreiche Sorgfalt den Kleidern, Westen, Krägen und insbesondere Kra-

watten zuzuwenden, wie er sie in den wüsten und ungeregelten Berliner Tagen fast verlernt hatte. Und gar manches Mal, wenn er sich in seiner Junggesellenwohnung auf der Wieden draußen im Gesandtschaftsviertel erhob und während des Ankleidens in die winkelige Gasse hinaussah, an den armen alten baufälligen Häusern vorbei, deren morsche Fassaden noch einen letzten Glanz des altwienerischen Barock aufschimmern ließen, da hatte er ein schönes Gefühl von Reinlichkeit. Er freute sich der Befreiung von dem Lärm, von der Schmählichkeit dessen, was er in den letzten Monaten erduldet hatte. Und während er bedächtig die grüne Schleife mit den kleinen gelben Kreuzchen wählte, die wirklich aufs allerbeste zu dem rauhen, leise gesprenkelten Anzuge passen werde, machte er friedliche Pläne für den kommenden Tag. Nun hatte er ja seine Münzen bei sich, und ein geschickter Tischler hatte schöne Vitrinen gebaut, und nun wird er sie ordnen. Und auf dem großen alten Diplomatenschreibtisch, dessen dunkles schweres Eichenholz dem Arbeitszimmer einen so beruhigend festen und gesicherten Eindruck gab, lagen viele schön geschnittene Zettelchen, auf denen ein Katalog dieser Sammlung entstehen sollte, ein Standardwork der Münzensammler sozusagen, nicht nur eine Liste seiner Schätze, sondern auch ein Bericht über

viele seltene Stücke, ihre Schicksale, ihre kultur-historische Bedeutung. Seiler freute sich solcher Gedanken. Das Bild der großen Bibliothek stand vor seinen Augen, in der er nach Archivschätzen suchen werde und nach jenen hübschen, kleinen, vielsagenden Anekdötchen, die ihm die Weltgeschichte ausmachten. Er hing langen Erwägungen nach, wie schön das sein könne, so ein Spiegel der Münzenkunde, und unter dem überaus bescheidenen Kleide eines Katalogs der Sammlung eines Dilettanten — so nannte er sich selbst gerne, wenn er jungen Mädchen mit leiser und warmer Stimme etwas romantisch seine Arbeit ausmalte — eine amüsante und sogar weitblickende Kulturgeschichte zu schreiben — — — wie er die Welt nun eben sah — — — und vielleicht konnte er auch manches von sich hineinflechten, von seinen Leiden und Schmerzen, oder auch von den netten kleinen Abenteuern. Es war dies ein schönes und prächtiges Luftschloß, an dem Herr Gustav Seiler bedächtig baute. Und wirklich ordnete er jeden Morgen, wenn er nicht gerade unbedingt Tennis spielen mußte, zwei Stunden lang seine Sammlung, frischte Erinnerungen auf, ließ sich von den kleinen Gold- und Silberstücken erzählen, wie das damals mit ihm gewesen war, als er sie aufgestöbert, erhandelt hatte.

Aber er hatte wirklich nicht viel Muße. Denn in seiner Vaterstadt war er bald wieder in mancherlei Gesellschaft gekommen.

Es machte ihm viel Freude, mit guterzogenen Menschen an schön gedeckten Tischen zu sitzen, die vertraute Luft zu atmen, über Dinge zu sprechen, die keine Abgründe offenbarten, und sicher sein zu dürfen, daß alles Merkwürdige und Grausame, alle Schicksalsschwere und alle drückende Qual, die es ja hier geben mußte wie überall, wo die Sehnsucht der Menschen einen furchtbaren und allzuoft fruchtlosen Kampf führt mit ihrer Freiheit — daß all dies hinter glatten Formen und vortrefflichen Manieren verborgen bleibe. Und dies schien ihm eine Sicherheit vor der Wiederkehr seiner Maßlosigkeiten, die ihn so gepeinigt hatten in seinen Berliner Monaten. Aber er hatte auch gelernt, an dem Treiben der Menschen seine beschauliche Lust, sein Beobachtervergnügen zu haben, und wenn ihm auch nicht die Kraft und die Gelegenheit gegeben war, in die Seelen der großen und starken Menschen zu schauen, so sah er doch allerlei, wenn er mit den jungen Damen die Bälle über das Netz warf, oder des Abends eine schöne Frau ihm sagte von der Einsamkeit, die manchmal in verlassene Seelen Einzug hält.

Schließlich war es ja mit dem Buche nicht

so eilig, und das Leben war wichtiger. Das Leben aber war die Tennispartie im Prater am Morgen, und ein lässiger Spaziergang über den Ring, die Kärntnerstraße und den Graben, bevor er zu Mittag aß, die Billardpartie nach dem schwarzen Kaffee, und dann kam die Dämmerung, wo es so hübsch war, den huschenden Frauenröcken in den halbdunkeln Gassen nachzublicken, in manches Gesicht mit halbverstohlenen Blicken und lächelnder Frechheit hineinzugucken, oder draußen im jungen Frühling durch die Auen zu streichen. Dieses aber beileibe nicht allein. Da gab es mancherlei Begleiterinnen und mancherlei Wege. Beim Konditor Demel, wo man so um sechs herum sicher Bekannte zum Tee traf, gab es ein ganz famoses Fräulein, das so hübsche, kecke Antworten geben und einen so glänzend hochmütig abfertigen konnte, wenn man ein Wort zu viel gesagt hatte, so daß man dann ganz verblüfft auf dem Ladentisch da saß (was eine beliebte Stellung der „gewissen" Herren war), die Beine traurig herabhängen ließ und aus Verlegenheit zwölf Kognakbonbons aß und noch zwei Glas grüne, schwere, ölige Chartreuse trank. Für dieses famose Fräulein Luise gab es die Dornbacher Gegend, einmal alle vierzehn Tage; da hieß sie dann aber doch Lisl, und später abends, wenn die warme Luft durch die

finster in die Paulanergasse drang, hieß sie Lizzerl und gab keine hochmütigen Antworten mehr. Nein, da war sie ein ganz kleines Mädchen, das sehr müde war, und viele Küsse brannten dann auf ihren Lippen.

Aber außer Dornbach war noch der Prater da und zwar zu Rad, und zwar mit zwei oder drei jungen Fräulein und einigen Herren. In die Krieau radelte man dann, wo schwerer Kaffee getrunken wurde und sehr viel weicher, frischer „Guglhupf" gegessen, weil doch heute die „Mamas" nicht dabei waren. Und dann fuhr man zu zweit nebeneinander, was eigentlich verboten und sicher ein Kunststück war, den schmalen Radfahrweg zum „Spitz" hinunter, und da flogen kleine, zierliche, behutsame Worte aneinander vorbei. Und indes man spöttelte und witzelte, weil die Rosi Welldorf — der Papa ist übrigens großer Bankdirektor — mit dem kleinen Baron Hellberg (übrigens auch nur Finanzadel) „zu frech" flirtete, durfte Gustav Seiler doch leise mit der flachen Hand den weichen Radfahrrock des Fräulein Mizi von Kernthal streicheln, wobei es allerdings passieren konnte, daß man die Balance verlor und beide zur Erde fielen. Aber — — —

Noch gab es aber andere Nachmittage voll schöner Wehmut, halber Sätze und versteckter An-

deutungen. Gab es Abende, an denen allerlei Seufzer durch die Grinzinger Gelände zogen und die Weinbauern doch etwas verwundert waren über die Stadtgäste, die den jungen Wein draußen auf dem Lande selbst suchten. Hier, wo man sicher sein konnte, keine Bekannten zu treffen, war der Ort der Konzessionen, der verliebten Freundschaften mit jenen Frauen, von denen man halb ernsthaft, halb spöttisch zu sagen hat: Das Leben hat sie enttäuscht.

Und wenn man dann auf getrennten Wegen und doch etwas ängstlich in die Stadt zurückfuhr, da kamen ihm und vielleicht auch ihr die Erinnerungen an frühere Erlebnisse. Ein kleines Haus fiel dem jetzt so kühlen und kaum verliebten Herrn Gustav Seiler ein, in dem Leidenschaft und Liebe gewohnt hatten und Tränen geflossen waren und kleine Jauchzer durch die dunklen Zimmer geflogen, und dann war plötzlich alles tot und zerrissen gewesen. Und er hatte sie doch geliebt, diese Frau, an der er nun auf der Straße mit kühlem und höflichem Gruße vorbeiging, und mit deren Ehegemahl er Abend für Abend Tarok spielte, jetzt wie früher, in dem kleinen Ringstraßen-Kaffeehaus, wo die Freunde saßen.

Denn Freunde hatte Herr Gustav Seiler jetzt plötzlich auch wieder. Nur — Freunde? Er

wußte von ihnen nicht viel mehr als die Maitressen vom Theater und Ballet, die sie jetzt hatten, früher gehabt hatten, und wie tief der eine jetzt beim Bookmaker drinsteckte, und daß der andere nun doch bald werde reich heiraten müssen. Er wußte von ihnen so viel wie sie von ihm, so viel wie der Zahlmarqueur von den Herren wußte und der alte jüdische Dienstmann, der ihre mannigfachen Geschäfte klug und diskret zu besorgen wußte. Und manchesmal, wenn so die Nächte nach einer Gesellschaft lang wurden, und man doch nicht mehr Karten spielte, weil es wirklich schon zu spät war, und also nur die intimen Gespräche über den Tisch hingingen, lächelte Seiler still in sich hinein über diese „Freundschaften", diese gleichgültigen Beziehungen von Menschen, die einander Du sagen und einander so unsäglich fremd sind. Und er hörte den Tratsch über die Abwesenden, hörte die Kulissengeschichten und erzählte selbst, wie lustig das gewesen sei, daß er den Doktor Keller heute Nachmittag verstohlen in das Haus Nummer 12 in der Schmöllerlgasse habe hineinschlüpfen sehen, wo doch die Elli Fenning wohnt, die doch mit dem Baron Leibner ein Verhältnis hat, und der schlaue Doktor Keller hätte an ihm heimlich vorbeihuschen wollen, und das sei eben nicht gegangen. „Grüß Sie Gott, grüß Sie Gott, Herr Doktor! Wohin

denn so eilig, so viel Geschäfte hier?" habe er ihm zugerufen. „Komisch, was?" In der Tat, unsäglich komisch.

Wenn aber dann die Luft im kleinen Café ganz dick wurde vom vielen Rauchen und die Gespräche zu stocken drohten, dann fand sich gewiß jemand, der noch „drahn" wollte. Und müde und langsam gingen sie zur „Mutter Kunz" in die Weinstube, tranken ihren „Steinwein" und scherzten mit den Fräulein, die züchtig bedienten, und der Wirtin selbst, die nun so seit Jahr und Tag die jungen Herren hier ihre Langeweile vertrinken sah. Dann aber mußte man noch zu den „Zigeunern". Im Nachtcafé, bei Ronacher, wo man dann schon die bleichen verlebten Gesichter sah, und wo die Mädchen nur noch Vornamen hatten. Und indes die Magyaren ihre Lieder und Tänze spielten, mit der gewohnten Heftigkeit, mit der hier deplazierten Innigkeit und Sentimentalität, die schon niemandem mehr ins Ohr fiel, wurde der Ton rüde, und die Zoten flogen herum. Und dann gab es gewiß einen, der zu viel getrunken hatte, oder diese Atmosphäre nicht mehr vertrug, weil es in seiner Seele irgendwo den Raum gab für ein noch unverschmerztes Leid oder für die schwere Ahnung eines kommenden Schicksals. Oft war das der junge Doktor Steinbrück, der dann

leise die Lieder der Zigeuner mitsummte, und dessen kleine schwarze Augen traurig wurden, und für den die Gretl oder die Mizi, die mit dunkel geränderten Augen neben ihm saß und sich einen gemischten Aufschnitt, eine halbe Flasche Vöslauer, eine „Nuß braun“ und zehn Zigaretten zahlen ließ, nun das Weib war, das leidende, herrliche Geschöpf. Und eine Viertelstunde später bekam Franz, der stets besoffene Wagenschließer, eine Krone, holte einen Fiaker, und der traurige Doktor brachte die Mizi oder die Gretl nach Hause. Die andern gingen dann auch, nachdem sie dem gewohnten Schauspiel zugeschaut hatten. Und nun traten sie in den Morgenwind und fröstelten. Und Gustav Seiler, der hier der „Gustl“ war, ging durch den stillen, einsamen Stadtpark, auf dessen Bänken hie und da ein spätes Paar saß, verschlungene triste Schatten, und seine Schritte zogen hallend und schleppend durch den einsamen Morgen. Und wenn er dann vor dem Haustor stand, bis der verschlafene Portier ihm öffnete, da schüttelte es ihn — — — nein, er mußte ein anderes Leben anfangen — — — und da lächelte er ganz ruhig und dachte: Na, das dauert ja nur ein paar Wochen und dann — — —

Dieses „und dann — — —“ aber hieß: Dann heirate ich, und eine schöne junge Frau läßt mich

vergessen, was es so an Häßlichem, Wirrem und Öde-Traurigem in dem Leben eines jungen Mannes gibt.

Es war die Schwester Seilers, die Frau des Fabrikanten Wallner, die diese Heiratspläne hatte auftauchen lassen. Natürlich, nun war er fast dreißig Jahre, und bei seinem Vermögen konnte er die reichsten Mädel aus der Gesellschaft haben. Frau Wallner gehörte nämlich zur Gesellschaft. Sie gab Soupers, und jeden zweiten Montag empfing sie. Und zwar nicht nur Damen, sondern auch Herren und die jungen Mädchen. Und an diesen Nachmittagen durfte nicht Karten gespielt werden — die Pokertische wurden dann erst abends hervorgeholt. Frau Wallner war stolz darauf, daß konversiert wurde, daß man geistreich war. Es gab immer irgend jemand, der gerade berühmt oder doch in aller Mund war. Und dann sollten die jungen Mädchen hier ihre Freunde finden. Frau Wallner war nicht kleinlich. Ach Gott — die ewige Zurückgezogenheit tat nicht gut. Sie erinnerte sich, wie das bei ihr gewesen war. Die Eltern waren so streng gewesen, und sie hatte nie mit einem Herrn ein Wort allein gesprochen, bevor sie Braut war und mit Herrn Wallner in einem Winkel des Empire-Salons sitzen durfte und mit unruhigen Augen fragen, ob dies nun das Leben sein werde, das Glück, die Liebe . . .

Es wußte nun keiner zu sagen, auch der Bruder nicht, wie es um diese Frau Wallner stand, jetzt im zehnten Jahre der kinderlosen Ehe. Sie war elegant, und man aß gut bei ihr. Herr Wallner war ein reicher Fabrikant, und mancher Herr verkehrte im Hause, der zur Frau Marianne heftige Blicke schickte und ihr Worte ins Ohr sagte, einen Winter lang, vielleicht auch zwei. Und doch hatte sie manchmal einen traurigen Zug im Gesicht, wenn sie zu den jungen Mädchen hinsah, die in ihrem Boudoir saßen, und mit den Herren ihre kühlen, oberflächlichen und spöttischen Gespräche führten. Sie sagte auch oft, wie sie sich über dieses neue Geschlecht wundere, das so sicher und seiner eigenen Art so gewiß sei und von dem sie so unsäglich viel trenne, daß sie sich förmlich alt fühle. Wenn die schöne und schlanke Frau, deren Schultern noch so mädchenhaft waren, aber derlei gesagt hatte, halb nachsinnend mit emporgezogenen Mundwinkeln und die zarte Hand zitternd auf der Lehne des Fauteuils, und halb kokett herausfordernd, da sprang gewiß eines von den jungen Mädchen zu ihr hin und erstickte in lachenden Küssen, die sich Frau Marianne gefallen lassen mußte, diese Reden. „Sie sind die Jüngste von uns allen," meinte dann das Fräulein von Kernthal.

„Wir — Gott, gnädige Frau, schauen Sie sich

könne. Er mußte. Was lag ihm denn an der ganzen Welt! Das war ja töricht. Was sollte ihm denn all das andere, die Achtung der Menschen, seine eigene Achtung — er liebte doch diese Frau. Die ganze Zeit, die er mit ihr verlebt hatte, all diese Gemeinheiten, die sie verübt hatte, die Schamlosigkeiten, an denen er seinen Teil hatte, das alles wurde in ihm wach, und nichts fehlte in dem gräßlichen Bilde, das er sich nun von sich selbst machte. Aber doch, — er ging nicht weg.

Eine dunkle Gestalt stieß an ihn an. Er sah auf, ein Herr, den er irgend einmal kennen gelernt hat. Er wußte keinen Namen, wußte auch nicht, wo er ihn hintun solle. Sie begrüßten sich. Der andere hatte vielleicht schon etwas getrunken, er war wenigstens sehr laut, lachte auf und machte so seine Witze über den einsam Wartenden. Dann gingen sie ein paar Schritte miteinander. Und der Fremde begann irgend etwas zu erzählen, wie lustig das heute abend gewesen ist.

„Denken Sie sich, die kleine Milli vom Thalia-Theater, die doch etwas mit dem Dr. Meyer, der Meyer — das ist nämlich der von der Spiritusgesellschaft — hatte, und wie der heute nach Haus kommt — das war zu komisch!"

Seiler ging neben dem volltrunkenen Fremden

her. Er sah nun plötzlich, daß der ganz verglaste Augen hatte. Und er erinnerte sich, daß er diesen Menschen ja doch schon viele Male gesehen haben müsse, und daß ihm irgend jemand damals erzählt hätte, das sei ein großer Geschäftsmann, der die Tage über arbeite und nur nachts sich so herumtreibe, ja, ein Spiritusfabrikant, und plötzlich fragt er ihn: „Sagen Sie — verzeihen Sie, sind Sie, heißen Sie nicht Meyer?“

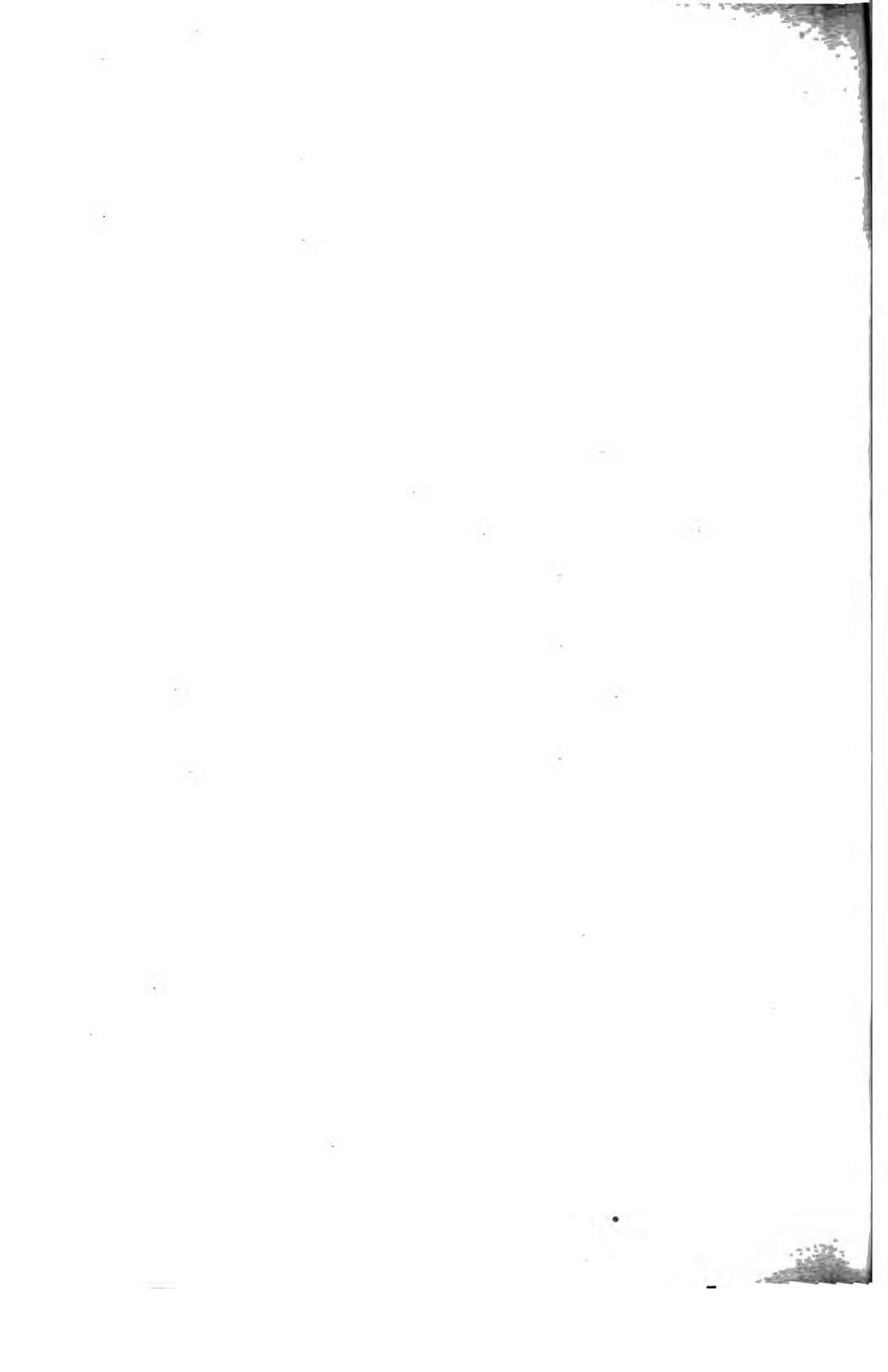
„Ja wohl, wie sollte ich nicht! Ich sage Ihnen doch, der Meyer, der mit der kleinen Milli, nu, Sie wissen doch, vom Thalia-Theater . . .“

Nun geht Gustav Seiler ganz ruhig an der Seite des Trunkenen. Er führt ihn bis ins Café Kaiserkeller, und dort trinken sie einen schwarzen Kaffee. Dann steht Seiler auf, setzt den Herrn Meyer in eine Droschke und geht selbst zu Fuß nach Hause.

Er legte sich schlafen, schlief die ganze Nacht durch.

Und am anderen Morgen war alles ein Traum gewesen, ein wüster, erschreckender Traum.

Wien



Und wieder zog er auf die Reise, wieder fuhr er durch Städte, ließ Luft, neue kräftige Luft durch seine Lungen ziehen, sprach mit fremden Menschen, besah Altertümer, freute sich an Ketten und Münzen, und schließlich packte ihn denn doch die Sehnsucht nach der Heimat.

So ging er denn Tag für Tag durch die Straßen der Stadt Wien, der er in trauriger Liebe zugetan war, da er den wundersamen Reiz ihrer alten und gefesteten Kultur kannte und auch ihre Versunkenheit in Gewesenes, diese merkwürdige Totenstarre, die über den Menschen dort liegt, und die Frisches, Lebendiges und Eigenkräftiges nicht aufkommen läßt.

Nun waren seine Stunden wieder erfüllt von jener gleichmäßigen und etwas langweiligen Ruhe, von jenem anmutigen Nichtstun, das es erlaubt, eine raffinierte und erfindungsreiche Sorgfalt den Kleidern, Westen, Krägen und insbesondere Kra=

watten zuzuwenden, wie er sie in den wüsten und ungeregelten Berliner Tagen fast verlernt hatte. Und gar manches Mal, wenn er sich in seiner Junggesellenwohnung auf der Wieden draußen im Gesandtschaftsviertel erhob und während des Ankleidens in die winkelige Gasse hinaussah, an den armen alten baufälligen Häusern vorbei, deren morsche Fassaden noch einen letzten Glanz des altwienerischen Barock aufschimmern ließen, da hatte er ein schönes Gefühl von Reinlichkeit. Er freute sich der Befreiung von dem Lärm, von der Schmählichkeit dessen, was er in den letzten Monaten erduldet hatte. Und während er bedächtig die grüne Schleife mit den kleinen gelben Kreuzchen wählte, die wirklich aufs allerbeste zu dem rauhen, leise gesprenkelten Anzuge passen werde, machte er friedliche Pläne für den kommenden Tag. Nun hatte er ja seine Münzen bei sich, und ein geschickter Tischler hatte schöne Vitrinen gebaut, und nun wird er sie ordnen. Und auf dem großen alten Diplomatenschreibtisch, dessen dunkles schweres Eichenholz dem Arbeitszimmer einen so beruhigend festen und gesicherten Eindruck gab, lagen viele schön geschnittene Zettelchen, auf denen ein Katalog dieser Sammlung entstehen sollte, ein Standardwork der Münzensammler sozusagen, nicht nur eine Liste seiner Schätze, sondern auch ein Bericht über

viele seltene Stücke, ihre Schicksale, ihre kulturhistorische Bedeutung. Seiler freute sich solcher Gedanken. Das Bild der großen Bibliothek stand vor seinen Augen, in der er nach Archivschätzen suchen werde und nach jenen hübschen, kleinen, vielsagenden Anekdötchen, die ihm die Weltgeschichte ausmachten. Er hing langen Erwägungen nach, wie schön das sein könne, so ein Spiegel der Münzenkunde, und unter dem überaus bescheidenen Kleide eines Katalogs der Sammlung eines Dilettanten — so nannte er sich selbst gerne, wenn er jungen Mädchen mit leiser und warmer Stimme etwas romantisch seine Arbeit ausmalte — eine amüsante und sogar weitblickende Kulturgeschichte zu schreiben — — — wie er die Welt nun eben sah — — — und vielleicht konnte er auch manches von sich hineinflechten, von seinen Leiden und Schmerzen, oder auch von den netten kleinen Abenteuern. Es war dies ein schönes und prächtiges Luftschloß, an dem Herr Gustav Seiler bedächtig baute. Und wirklich ordnete er jeden Morgen, wenn er nicht gerade unbedingt Tennis spielen mußte, zwei Stunden lang seine Sammlung, frischte Erinnerungen auf, ließ sich von den kleinen Gold- und Silberstücken erzählen, wie das damals mit ihm gewesen war, als er sie aufgestöbert, erhandelt hatte.

Aber er hatte wirklich nicht viel Muße. Denn in seiner Vaterstadt war er bald wieder in mancherlei Gesellschaft gekommen.

Es machte ihm viel Freude, mit guterzogenen Menschen an schön gedeckten Tischen zu sitzen, die vertraute Luft zu atmen, über Dinge zu sprechen, die keine Abgründe offenbarten, und sicher sein zu dürfen, daß alles Merkwürdige und Grausame, alle Schicksalsschwere und alle drückende Qual, die es ja hier geben mußte wie überall, wo die Sehnsucht der Menschen einen furchtbaren und allzuoft fruchtlosen Kampf führt mit ihrer Freiheit — daß all dies hinter glatten Formen und vortrefflichen Manieren verborgen bleibe. Und dies schien ihm eine Sicherheit vor der Wiederkehr seiner Maßlosigkeiten, die ihn so gepeinigt hatten in seinen Berliner Monaten. Aber er hatte auch gelernt, an dem Treiben der Menschen seine beschauliche Lust, sein Beobachtervergnügen zu haben, und wenn ihm auch nicht die Kraft und die Gelegenheit gegeben war, in die Seelen der großen und starken Menschen zu schauen, so sah er doch allerlei, wenn er mit den jungen Damen die Bälle über das Netz warf, oder des Abends eine schöne Frau ihm sagte von der Einsamkeit, die manchmal in verlassene Seelen Einzug hält.

Schließlich war es ja mit dem Buche nicht

so eilig, und das Leben war wichtiger. Das Leben aber war die Tennispartie im Prater am Morgen, und ein lässiger Spaziergang über den Ring, die Kärntnerstraße und den Graben, bevor er zu Mittag aß, die Billardpartie nach dem schwarzen Kaffee, und dann kam die Dämmerung, wo es so hübsch war, den huschenden Frauenröcken in den halbdunkeln Gassen nachzublicken, in manches Gesicht mit halbverstohlenen Blicken und lächelnder Frechheit hineinzugucken, oder draußen im jungen Frühling durch die Auen zu streichen. Dieses aber beileibe nicht allein. Da gab es mancherlei Begleiterinnen und mancherlei Wege. Beim Konditor Demel, wo man so um sechs herum sicher Bekannte zum Tee traf, gab es ein ganz famoses Fräulein, das so hübsche, kecke Antworten geben und einen so glänzend hochmütig abfertigen konnte, wenn man ein Wort zu viel gesagt hatte, so daß man dann ganz verblüfft auf dem Ladentisch da saß (was eine beliebte Stellung der „gewissen" Herren war), die Beine traurig herabhängen ließ und aus Verlegenheit zwölf Kognakbonbons aß und noch zwei Glas grüne, schwere, ölige Chartreuse trank. Für dieses famose Fräulein Luise gab es die Dornbacher Gegend, einmal alle vierzehn Tage; da hieß sie dann aber doch Lisl, und später abends, wenn die warme Luft durch die

finster in die Paulanergasse drang, hieß sie Lizzerl und gab keine hochmütigen Antworten mehr. Nein, da war sie ein ganz kleines Mädchen, das sehr müde war, und viele Küsse brannten dann auf ihren Lippen.

Aber außer Dornbach war noch der Prater da und zwar zu Rad, und zwar mit zwei oder drei jungen Fräulein und einigen Herren. In die Krieau radelte man dann, wo schwerer Kaffee getrunken wurde und sehr viel weicher, frischer „Guglhupf" gegessen, weil doch heute die „Mamas" nicht dabei waren. Und dann fuhr man zu zweit nebeneinander, was eigentlich verboten und sicher ein Kunststück war, den schmalen Radfahrweg zum „Spitz" hinunter, und da flogen kleine, zierliche, behutsame Worte aneinander vorbei. Und indes man spöttelte und witzelte, weil die Rosi Welldorf — der Papa ist übrigens großer Bankdirektor — mit dem kleinen Baron Hellberg (übrigens auch nur Finanzadel) „zu frech" flirtete, durfte Gustav Seiler doch leise mit der flachen Hand den weichen Radfahrrock des Fräulein Mizi von Kernthal streicheln, wobei es allerdings passieren konnte, daß man die Balance verlor und beide zur Erde fielen. Aber — — —

Noch gab es aber andere Nachmittage voll schöner Wehmut, halber Sätze und versteckter An-

deutungen. Gab es Abende, an denen allerlei Seufzer durch die Grinzinger Gelände zogen und die Weinbauern doch etwas verwundert waren über die Stadtgäste, die den jungen Wein draußen auf dem Lande selbst suchten. Hier, wo man sicher sein konnte, keine Bekannten zu treffen, war der Ort der Konzessionen, der verliebten Freundschaften mit jenen Frauen, von denen man halb ernsthaft, halb spöttisch zu sagen hat: Das Leben hat sie enttäuscht.

Und wenn man dann auf getrennten Wegen und doch etwas ängstlich in die Stadt zurückfuhr, da kamen ihm und vielleicht auch ihr die Erinnerungen an frühere Erlebnisse. Ein kleines Haus fiel dem jetzt so kühlen und kaum verliebten Herrn Gustav Seiler ein, in dem Leidenschaft und Liebe gewohnt hatten und Tränen geflossen waren und kleine Jauchzer durch die dunklen Zimmer geflogen, und dann war plötzlich alles tot und zerrissen gewesen. Und er hatte sie doch geliebt, diese Frau, an der er nun auf der Straße mit kühlem und höflichem Gruße vorbeiging, und mit deren Ehegemahl er Abend für Abend Tarok spielte, jetzt wie früher, in dem kleinen Ringstraßen-Kaffeehaus, wo die Freunde saßen.

Denn Freunde hatte Herr Gustav Seiler jetzt plötzlich auch wieder. Nur — Freunde? Er

wußte von ihnen nicht viel mehr als die Maitressen vom Theater und Ballet, die sie jetzt hatten, früher gehabt hatten, und wie tief der eine jetzt beim Bookmaker drinsteckte, und daß der andere nun doch bald werde reich heiraten müssen. Er wußte von ihnen so viel wie sie von ihm, so viel wie der Zahlmarqueur von den Herren wußte und der alte jüdische Dienstmann, der ihre mannigfachen Geschäfte klug und diskret zu besorgen wußte. Und manchesmal, wenn so die Nächte nach einer Gesellschaft lang wurden, und man doch nicht mehr Karten spielte, weil es wirklich schon zu spät war, und also nur die intimen Gespräche über den Tisch hingingen, lächelte Seiler still in sich hinein über diese „Freundschaften", diese gleichgültigen Beziehungen von Menschen, die einander Du sagen und einander so unsäglich fremd sind. Und er hörte den Tratsch über die Abwesenden, hörte die Kulissengeschichten und erzählte selbst, wie lustig das gewesen sei, daß er den Doktor Keller heute Nachmittag verstohlen in das Haus Nummer 12 in der Schmöllerlgasse habe hineinschlüpfen sehen, wo doch die Elli Fenning wohnt, die doch mit dem Baron Leibner ein Verhältnis hat, und der schlaue Doktor Keller hätte an ihm heimlich vorbeihuschen wollen, und das sei eben nicht gegangen. „Grüß Sie Gott, grüß Sie Gott, Herr Doktor! Wohin

denn so eilig, so viel Geschäfte hier?" habe er ihm zugerufen. „Komisch, was?" In der Tat, unsäglich komisch.

Wenn aber dann die Luft im kleinen Café ganz dick wurde vom vielen Rauchen und die Gespräche zu stocken drohten, dann fand sich gewiß jemand, der noch „drahn" wollte. Und müde und langsam gingen sie zur „Mutter Kunz" in die Weinstube, tranken ihren „Steinwein" und scherzten mit den Fräulein, die züchtig bedienten, und der Wirtin selbst, die nun so seit Jahr und Tag die jungen Herren hier ihre Langeweile vertrinken sah. Dann aber mußte man noch zu den „Zigeunern". Im Nachtcafé, bei Ronacher, wo man dann schon die bleichen verlebten Gesichter sah, und wo die Mädchen nur noch Vornamen hatten. Und indes die Magyaren ihre Lieder und Tänze spielten, mit der gewohnten Heftigkeit, mit der hier deplazierten Innigkeit und Sentimentalität, die schon niemandem mehr ins Ohr fiel, wurde der Ton rüde, und die Zoten flogen herum. Und dann gab es gewiß einen, der zu viel getrunken hatte, oder diese Atmosphäre nicht mehr vertrug, weil es in seiner Seele irgendwo den Raum gab für ein noch unverschmerztes Leid oder für die schwere Ahnung eines kommenden Schicksals. Oft war das der junge Doktor Steinbrück, der dann

leise die Lieder der Zigeuner mitsummte, und dessen kleine schwarze Augen traurig wurden, und für den die Gretl oder die Mizi, die mit dunkel geränderten Augen neben ihm saß und sich einen gemischten Aufschnitt, eine halbe Flasche Vöslauer, eine „Nuß braun“ und zehn Zigaretten zahlen ließ, nun das Weib war, das leidende, herrliche Geschöpf. Und eine Viertelstunde später bekam Franz, der stets besoffene Wagenschließer, eine Krone, holte einen Fiaker, und der traurige Doktor brachte die Mizi oder die Gretl nach Hause. Die andern gingen dann auch, nachdem sie dem gewohnten Schauspiel zugeschaut hatten. Und nun traten sie in den Morgenwind und fröstelten. Und Gustav Seiler, der hier der „Gustl“ war, ging durch den stillen, einsamen Stadtpark, auf dessen Bänken hie und da ein spätes Paar saß, verschlungene triste Schatten, und seine Schritte zogen hallend und schleppend durch den einsamen Morgen. Und wenn er dann vor dem Haustor stand, bis der verschlafene Portier ihm öffnete, da schüttelte es ihn — — — nein, er mußte ein anderes Leben anfangen — — — und da lächelte er ganz ruhig und dachte: Na, das dauert ja nur ein paar Wochen und dann — — —

Dieses „und dann — — —“ aber hieß: Dann heirate ich, und eine schöne junge Frau läßt mich

vergessen, was es so an Häßlichem, Wirrem und Öde-Traurigem in dem Leben eines jungen Mannes gibt.

Es war die Schwester Seilers, die Frau des Fabrikanten Wallner, die diese Heiratspläne hatte auftauchen lassen. Natürlich, nun war er fast dreißig Jahre, und bei seinem Vermögen konnte er die reichsten Mädel aus der Gesellschaft haben. Frau Wallner gehörte nämlich zur Gesellschaft. Sie gab Soupers, und jeden zweiten Montag empfing sie. Und zwar nicht nur Damen, sondern auch Herren und die jungen Mädchen. Und an diesen Nachmittagen durfte nicht Karten gespielt werden — die Pokertische wurden dann erst abends hervorgeholt. Frau Wallner war stolz darauf, daß konversiert wurde, daß man geistreich war. Es gab immer irgend jemand, der gerade berühmt oder doch in aller Mund war. Und dann sollten die jungen Mädchen hier ihre Freunde finden. Frau Wallner war nicht kleinlich. Ach Gott — die ewige Zurückgezogenheit tat nicht gut. Sie erinnerte sich, wie das bei ihr gewesen war. Die Eltern waren so streng gewesen, und sie hatte nie mit einem Herrn ein Wort allein gesprochen, bevor sie Braut war und mit Herrn Wallner in einem Winkel des Empire-Salons sitzen durfte und mit unruhigen Augen fragen, ob dies nun das Leben sein werde, das Glück, die Liebe . . .

Es wußte nun keiner zu sagen, auch der Bruder nicht, wie es um diese Frau Wallner stand, jetzt im zehnten Jahre der kinderlosen Ehe. Sie war elegant, und man aß gut bei ihr. Herr Wallner war ein reicher Fabrikant, und mancher Herr verkehrte im Hause, der zur Frau Marianne heftige Blicke schickte und ihr Worte ins Ohr sagte, einen Winter lang, vielleicht auch zwei. Und doch hatte sie manchmal einen traurigen Zug im Gesicht, wenn sie zu den jungen Mädchen hinsah, die in ihrem Boudoir saßen, und mit den Herren ihre kühlen, oberflächlichen und spöttischen Gespräche führten. Sie sagte auch oft, wie sie sich über dieses neue Geschlecht wundere, das so sicher und seiner eigenen Art so gewiß sei und von dem sie so unsäglich viel trenne, daß sie sich förmlich alt fühle. Wenn die schöne und schlanke Frau, deren Schultern noch so mädchenhaft waren, aber derlei gesagt hatte, halb nachsinnend mit emporgezogenen Mundwinkeln und die zarte Hand zitternd auf der Lehne des Fauteuils, und halb kokett herausfordernd, da sprang gewiß eines von den jungen Mädchen zu ihr hin und erstickte in lachenden Küssen, die sich Frau Marianne gefallen lassen mußte, diese Reden. „Sie sind die Jüngste von uns allen," meinte dann das Fräulein von Kernthal.

„Wir — Gott, gnädige Frau, schauen Sie sich

die Elli an, mit ihrer Medizin-Leidenschaft, jetzt will sie auch nicht mehr Tennis spielen, ist die jung mit ihren faden Büchern? — — —"

„Und du, Mizi, du — — — gestern hat mir der Karry erzählt, du hast ihm zwei Stunden lang vorerzählt, daß wir alle ein elendes Leben führen und schlecht sind und daß du Tolstoi liest."

„Ach Elli, das verstehst du ja nicht — — —"

„Kinder, Kinder, was seid ihr doch für Menschen, zankt euch doch nicht immer. Und die Herren! Ja, meine Herren, Sie sitzen ja ganz still da! Kämpfen Sie doch, verteidigen Sie Ihre Damen, seien Sie galant, Sie Ritter, Sie! — — — —"

Frau Marianne aber wendete sich zu neuen Gästen, und graziös ging sie durch die Zimmer, wußte für den und jenen ein hübsches Wort und klopfte dem Bruder dann auf die Schulter und schickte ihn von den Frauen, mit denen er sprach, hinein zum jungen Volk.

So saß er denn mit den Mädchen zusammen. Er hatte allmählich ihren Ton gefunden, und sie mochten ihn alle gut leiden. Man war seiner so sicher. Denn hinter dem moquanten Ton, in dem er sie alle fast wie Kinder behandelte, spürten sie doch ein warmes Interesse heraus, das mehr war wie Neugier. Und dann wußten sie ja alle,

daß er der reiche Herr sei, und daß eine von ihnen einmal . . .

So zeigten sie ihm denn ihre kleinen Seelchen mehr und minder verhüllt und führten um ihn herum ihre Komödien auf. Und aus dem mondainen „Slang" von Tennis, Kunstklatsch und Medisance tönten dann doch die Wünsche und die versteckte Sehnsucht der Mädchen hervor, und wie sie sich alle um ihn zu drehen schienen mit ihren hübschen Seidenblusen und den präraphaëlitischen Frisuren, dem lässigen, etwas schleppenden Gang, der gerade modern war, da mußte er oft leise lächeln, so gleich waren sie sich und doch auch so verschieden in der Art, wie sie sich die Dinge zurechtgelegt hatten, wie sie die erwachenden Seelen gefüllt hatten mit Phantasien, mit halber Wirklichkeit, mit mühsamen Posen.

Eine bunte Gesellschaft. Und dann waren sie sich doch alle zum Vertauschen ähnlich in dem einen: Daß sie bereit schienen, alles, was jetzt ihr Leben war, aufzugeben, wenn nur eine Möglichkeit schien, daß etwas Großes und Aufregendes kam, etwas Neues, etwas, — — — das denn doch wohl nur die Liebe war.

Aber, das wußte dann Seiler doch bald, daß dies nicht mehr unberührte Menschen sein könnten, daß der Staub der frischen Blüten von ihnen allen

schon weggeweht sei in solcher Umgebung. Daß die eine in die Ehe ihrer Schwester allzu tief hinein hatte blicken müssen, und die andere schon verlobt gewesen sei. Und daß sie alle, diese jungen Damen, so viel wissen, so viel gehört und erfahren haben, aus den Büchern, die ihnen die Herren heimlich bringen, oder die man aus der Leihbibliothek holt, und aus so vielen Gesprächen in einem Winkel, oder auf dem Balle. Und daß ein jedes von diesen Mädchen die schamvollen Sekunden kennt, wenn eine jähe und zärtliche Berührung ihre jungen Körper erschauern macht, und er wußte, wie die Herren sind, wie er selbst war, und wie oft es auch weiter ginge mit solchem Flirt; so weit, daß vor drei Tagen das junge Fräulein Lesberg plötzlich gestorben sei, und keiner wußte woran, wohl ein Selbstmord. Aber am selben Tage hatte es ein Duell in der Josefstädter Reiterkaserne gegeben, und der Oberleutnant Lesberg hatte dem Herrn von Scelley den linken Arm zerschossen. Und da man eine Woche lang von nichts anderem sprach als von der armen Milli, da geschah es in diesen Tagen so manches Mal, daß eines von den jungen Mädchen ganz plötzlich heftig erschauerte und den schmalen hübschen Körper zusammenzog, als wollte es sich verkriechen vor all diesen bösen und häßlichen Dingen, die es gab, und daß eine

ganz zornig: „Lassen Sie mich!“ sagte, wenn eine streichelnde Hand ihren Arm im Dunkel der Stiege berührte. Aber die Tage gingen dahin, und dann kam wieder die große Leere, und zwei Wochen später stahlen sich Fräulein Rosl und die kleine rothaarige Frantzi doch aufs Postamt und holten einen poste restante-Brief — weil es doch zu amüsant gewesen war, auf dem Rückwege von der Klavierstunde für kleine süße Mädel gehalten und ganz frech angesprochen und zum Souper eingeladen zu werden. Und wenn man jetzt nur herausbekommen konnte, wer der Herr gewesen sei und ob ihn irgend wer von den Bekannten kenne — da gäbe es ja eine wunderbare „Hetz“. So waren sie, die einen, die aber schließlich doch gescheit waren und den Rückweg kannten und es abwarteten, bis die Ehe ihnen dann gestattete, noch weiter zu gehen. Sie waren es, die ihre Herzen vor Leidenschaften behüteten. „Ich begnüge mich mit Surrogaten,“ hatte eine von ihnen zu Seiler gesagt, und aus den verschleierten Augen dieses schönen Mädchens mit den unruhigen, ewig beweglichen Händen konnte man allerlei huschende Bilder flüchtiger Momente ablesen. Neben diesen Klugen und Überklugen aber lebten ihre Freundinnen und Schwestern, anders geartete, leidenschaftlichere Geschöpfe. Mit jeder von ihnen hatte Seiler so seine Gespräche nun

draußen im Prater, wenn sie beim Tennis gerade ausruhten, oder abends bei einer Gesellschaft.

Denn er war ernsthaft so weit, sich eine Frau zu suchen. Zwei Wochen hatte er an die kleine Mizi von Kernthal gedacht. Sie amüsierte ihn mit ihrer Frivolität, ihren frechen Worten, diesen spitzbübisch guten Augen, dieser herumspürenden Klugheit, die alles Mögliche und Unmögliche erriet und — nicht verschwieg. Aber dann war ihm das alles doch zu mühsam. Man mußte sich auch so strapazieren, wenn man mit ihr sprach. Und sie kannte alle Welt, steckte schon Jahre drin in diesem Leben.

Nun machte er zwei intimen Freundinnen den Hof. Er hatte noch keine Wahl getroffen zwischen den beiden, behandelte sie beide mit dem gleichen spöttisch-verliebten Tone. Die eine war eine Kusine seines Schwagers, das Fräulein Edith Wallner von Wallheim, (die Familie war stolz auf den neuen Adel), die andere war Fräulein Hedwig Elsheim, die Tochter eines Bankbeamten, der früher einmal reich gewesen war und dessen Familie noch immer zu dem Kreise gehörte, auch selbst noch manchmal empfing, aber eigentlich doch — na, Frau Wallner dachte nicht daran, daß ihr Bruder dieses Mädchen ernsthaft heiraten könnte.

Edith Wallner von Wallheim — ja, das war die richtige.

Mit Edith hatte denn Seiler auch lange Gespräche. Sie war ein bissel ernster als die anderen alle, sie hatte auch weniger Freude daran, im Geheimen die Yvette Guilbert „dans son répertoire“ zu kopieren, und ihre Augen hatten manchmal etwas unendlich Liebes und Sanftes. Heddy, die Freundin und Gustav saßen oft zu Dritt zusammen, im Prater auf einer Bank, wenn sie sich vom Tennisplatz weggestohlen hatten, und dann konnte Edith wirklich hübsche und innige Dinge sagen. Sie malte, aber das war nicht bedeutend; es hatte sie aber in eine Beziehung zu schönen Farben und Gemälden gebracht, und in diesem Jahre trug sie gern weite faltige Gewänder und hatte ein paar Photographien Burne-Jonesscher Bilder in ihrem Zimmer hängen. Sie ging zu jeder Aufführung von „Tristan und Isolde“, eigentlich aber war ihr Massenets „Manon“ doch lieber. Das alles, dieser Hauch der Zartheit und des Lilienhaften war bei diesem Mädchen wirklich nicht allein leere Pose, es strömte ganz tief heraus aus ihrer Sehnsucht nach einem Leben in schönen Formen, — aber dann zeigte sich eine große Zwiespältigkeit in dieser Natur, denn sie wußte sehr gut, wie sich ihr Leben gestalten werde, daß sie hei-

raten werde, beileibe nicht in großer Leidenschaft sich hingeben, sondern irgend einen eleganten Herrn zum Manne nehmen, ein großes Haus führen, die mondaine Dame sein, und sie verhehlte es sich auch gar nicht, daß all ihre Sehnsucht doch nicht stark genug wäre, um all die Kleinigkeiten, die Eitelkeiten des Daseins abzuschütteln — vielleicht hatte es auch in ihrem jungen Dasein schon den Tag gegeben, wo sie hatte wählen müssen zwischen den schönen und schwermütigen Träumen und der rauheren Wirklichkeit, die Kämpfe verlangt, wenn man gegen die Regeln der Umgebung sich aufbäumen wollte. Vielleicht war derlei in ihrem Leben gewesen; man konnte da nur vermuten. Denn Edith sprach nicht von ihren Geheimnissen; aber es war doch manchesmal ein ungewöhnlicher Ernst in ihrem Gesichte, wenn die drei so sprachen, von den Freundinnen und von der Zukunft, vom Theater und von den Büchern und von all dem, was so gerade in der Luft lag, von der Freiheit der Frau, der neuen Zeit und ach, so vielem...

Diese Gespräche gingen gewöhnlich zwischen Edith und Seiler hin und her, indes die Dritte, Hedwig Elsheim, still dasaß, zuhörte und nur selten ein paar Worte dazwischen warf. Es war aber ein sanftes und ruhiges Mädchen, und es mochte auch sein, daß die Lage der Eltern sie

drückte. Denn sie mußte es gut wissen, daß sich nicht leicht ein Mann für sie finden werde, für die Vermögenslose und Anspruchsvolle. Und doch geschah es, daß allmählich Gustav sich von Edith abwandte und seine Worte und seine Aufmerksamkeit dem stillen Fräulein Hedwig zuwandte, die es noch nicht verlernt hatte, manchmal rot zu werden. Nun darf man nicht glauben, daß diese beiden Freundinnen nicht auch ganz lustige Dinge anstellen konnten, Nächte durchtanzen und kokette Künste treiben, kleine Intriguen veranstalten. Dem sah Seiler dann auch nicht nur zu, er tat mit, er vergaß, daß es zu Hause Münzen gab und Zettel zu einem Catalogue raisonné, der eigentlich eine kleine Kulturgeschichte werden sollte, und er dachte viel eifriger darüber nach, wen er denn nun eigentlich in der Tat heiraten solle — seine Schwester plagte ihn Tag für Tag — Edith oder Hedwig. Mit Edith, ach, er hatte schon zwei heimliche Rendez-vous mit ihr gehabt — es war ja nicht das Geringste vorgefallen, kaum ein Kuß, aber doch — nein, es war kein schöner Gedanke für ihn; denn sicher hatten schon so und so viel Hände ihre Arme gestreichelt und in die ihren gepreßt. Sie war bei aller Lilienhaftigkeit eine zu große Flirteuse. Und Hedwig? Die hatte einfach kein Geld. Das war nicht verlockend. Er würde sich

immerhin einschränken müssen. Und dann — sie ging nun auch schon das dritte oder gar vierte Jahr in Gesellschaft. Auch an sie mußte schon das und jenes herangekommen sein. Aber dennoch knüpfte sich ein leises Band der Gefühle zwischen den beiden, und manchmal stieg eine weiche Zärtlichkeit in Seiler für dieses Mädchen auf; er hätte sie in seinen Arm nehmen wollen und leise küssen und ihr sagen: „Da bin ich nun, der, auf den du gewartet hast all die Jahre."

Denn: „— ich warte eben," das war ein Satz, den Hedwig manchesmal wiederholt hatte als ihr gläubiges Bekenntnis, als ihre resignierte Weisheit im Lebenskampfe. Das war nun ein romantischer Traum, dieses Mädchen ernsthaft zu lieben, sie glücklich zu machen.

„Sie wird mich," sagte er einmal zu der ganz erschrockenen Schwester, „sicher nicht betrügen. Aber was mehr wert ist, sie wird mich auch nicht quälen. Sie wird mir keine Gewissenskonflikte bereiten. Es wird eine schöne und friedliche Ehe sein. Und dann, du, Marianne, du mußt das doch würdigen: Sie hat wirklich glänzende Manieren. Einfach nichts von den Unarten, wie sie die anderen alle haben."

Aber Frau Marianne war ganz entrüstet: „Nein, so was, Gustl, ich begreif dich einfach nicht. Bei

Es wußte nun keiner zu sagen, auch der Bruder nicht, wie es um diese Frau Wallner stand, jetzt im zehnten Jahre der kinderlosen Ehe. Sie war elegant, und man aß gut bei ihr. Herr Wallner war ein reicher Fabrikant, und mancher Herr verkehrte im Hause, der zur Frau Marianne heftige Blicke schickte und ihr Worte ins Ohr sagte, einen Winter lang, vielleicht auch zwei. Und doch hatte sie manchmal einen traurigen Zug im Gesicht, wenn sie zu den jungen Mädchen hinsah, die in ihrem Boudoir saßen, und mit den Herren ihre kühlen, oberflächlichen und spöttischen Gespräche führten. Sie sagte auch oft, wie sie sich über dieses neue Geschlecht wundere, das so sicher und seiner eigenen Art so gewiß sei und von dem sie so unsäglich viel trenne, daß sie sich förmlich alt fühle. Wenn die schöne und schlanke Frau, deren Schultern noch so mädchenhaft waren, aber derlei gesagt hatte, halb nachsinnend mit emporgezogenen Mundwinkeln und die zarte Hand zitternd auf der Lehne des Fauteuils, und halb kokett herausfordernd, da sprang gewiß eines von den jungen Mädchen zu ihr hin und erstickte in lachenden Küssen, die sich Frau Marianne gefallen lassen mußte, diese Reden. „Sie sind die Jüngste von uns allen," meinte dann das Fräulein von Kernthal.

„Wir — Gott, gnädige Frau, schauen Sie sich

die Elli an, mit ihrer Medizin-Leidenschaft, jetzt will sie auch nicht mehr Tennis spielen, ist die jung mit ihren faden Büchern? — — —"

„Und du, Mizi, du — — — gestern hat mir der Karry erzählt, du hast ihm zwei Stunden lang vorerzählt, daß wir alle ein elendes Leben führen und schlecht sind und daß du Tolstoi liest."

„Ach Elli, das verstehst du ja nicht — — —"

„Kinder, Kinder, was seid ihr doch für Menschen, zankt euch doch nicht immer. Und die Herren! Ja, meine Herren, Sie sitzen ja ganz still da! Kämpfen Sie doch, verteidigen Sie Ihre Damen, seien Sie galant, Sie Ritter, Sie! — — — —"

Frau Marianne aber wendete sich zu neuen Gästen, und graziös ging sie durch die Zimmer, wußte für den und jenen ein hübsches Wort und klopfte dem Bruder dann auf die Schulter und schickte ihn von den Frauen, mit denen er sprach, hinein zum jungen Volk.

So saß er denn mit den Mädchen zusammen. Er hatte allmählich ihren Ton gefunden, und sie mochten ihn alle gut leiden. Man war seiner so sicher. Denn hinter dem moquanten Ton, in dem er sie alle fast wie Kinder behandelte, spürten sie doch ein warmes Interesse heraus, das mehr war wie Neugier. Und dann wußten sie ja alle,

daß er der reiche Herr sei, und daß eine von ihnen einmal . . .

So zeigten sie ihm denn ihre kleinen Seelchen mehr und minder verhüllt und führten um ihn herum ihre Komödien auf. Und aus dem mondainen „Slang“ von Tennis, Kunstklatsch und Medisance tönten dann doch die Wünsche und die versteckte Sehnsucht der Mädchen hervor, und wie sie sich alle um ihn zu drehen schienen mit ihren hübschen Seidenblusen und den präraphaëlitischen Frisuren, dem lässigen, etwas schleppenden Gang, der gerade modern war, da mußte er oft leise lächeln, so gleich waren sie sich und doch auch so verschieden in der Art, wie sie sich die Dinge zurechtgelegt hatten, wie sie die erwachenden Seelen gefüllt hatten mit Phantasien, mit halber Wirklichkeit, mit mühsamen Posen.

Eine bunte Gesellschaft. Und dann waren sie sich doch alle zum Vertauschen ähnlich in dem einen: Daß sie bereit schienen, alles, was jetzt ihr Leben war, aufzugeben, wenn nur eine Möglichkeit schien, daß etwas Großes und Aufregendes kam, etwas Neues, etwas, — — — das denn doch wohl nur die Liebe war.

Aber, das wußte dann Seiler doch bald, daß dies nicht mehr unberührte Menschen sein könnten, daß der Staub der frischen Blüten von ihnen allen

schon weggeweht sei in solcher Umgebung. Daß die eine in die Ehe ihrer Schwester allzu tief hinein hatte blicken müssen, und die andere schon verlobt gewesen sei. Und daß sie alle, diese jungen Damen, so viel wissen, so viel gehört und erfahren haben, aus den Büchern, die ihnen die Herren heimlich bringen, oder die man aus der Leihbibliothek holt, und aus so vielen Gesprächen in einem Winkel, oder auf dem Balle. Und daß ein jedes von diesen Mädchen die schamvollen Sekunden kennt, wenn eine jähe und zärtliche Berührung ihre jungen Körper erschauern macht, und er wußte, wie die Herren sind, wie er selbst war, und wie oft es auch weiter ginge mit solchem Flirt; so weit, daß vor drei Tagen das junge Fräulein Lesberg plötzlich gestorben sei, und keiner wußte woran, wohl ein Selbstmord. Aber am selben Tage hatte es ein Duell in der Josefstädter Reiterkaserne gegeben, und der Oberleutnant Lesberg hatte dem Herrn von Scelley den linken Arm zerschossen. Und da man eine Woche lang von nichts anderem sprach als von der armen Milli, da geschah es in diesen Tagen so manches Mal, daß eines von den jungen Mädchen ganz plötzlich heftig erschauerte und den schmalen hübschen Körper zusammenzog, als wollte es sich verkriechen vor all diesen bösen und häßlichen Dingen, die es gab, und daß eine

ganz zornig: „Lassen Sie mich!" sagte, wenn eine streichelnde Hand ihren Arm im Dunkel der Stiege berührte. Aber die Tage gingen dahin, und dann kam wieder die große Leere, und zwei Wochen später stahlen sich Fräulein Rosl und die kleine rothaarige Frantzi doch aufs Postamt und holten einen poste restante-Brief — weil es doch zu amüsant gewesen war, auf dem Rückwege von der Klavierstunde für kleine süße Mädel gehalten und ganz frech angesprochen und zum Souper eingeladen zu werden. Und wenn man jetzt nur herausbekommen konnte, wer der Herr gewesen sei und ob ihn irgend wer von den Bekannten kenne — da gäbe es ja eine wunderbare „Hetz". So waren sie, die einen, die aber schließlich doch gescheit waren und den Rückweg kannten und es abwarteten, bis die Ehe ihnen dann gestattete, noch weiter zu gehen. Sie waren es, die ihre Herzen vor Leidenschaften behüteten. „Ich begnüge mich mit Surrogaten," hatte eine von ihnen zu Seiler gesagt, und aus den verschleierten Augen dieses schönen Mädchens mit den unruhigen, ewig beweglichen Händen konnte man allerlei huschende Bilder flüchtiger Momente ablesen. Neben diesen Klugen und Überklugen aber lebten ihre Freundinnen und Schwestern, anders geartete, leidenschaftlichere Geschöpfe. Mit jeder von ihnen hatte Seiler so seine Gespräche nun

draußen im Prater, wenn sie beim Tennis gerade ausruhten, oder abends bei einer Gesellschaft.

Denn er war ernsthaft so weit, sich eine Frau zu suchen. Zwei Wochen hatte er an die kleine Mizi von Kernthal gedacht. Sie amüsierte ihn mit ihrer Frivolität, ihren frechen Worten, diesen spitzbübisch guten Augen, dieser herumspürenden Klugheit, die alles Mögliche und Unmögliche erriet und — nicht verschwieg. Aber dann war ihm das alles doch zu mühsam. Man mußte sich auch so strapazieren, wenn man mit ihr sprach. Und sie kannte alle Welt, steckte schon Jahre drin in diesem Leben.

Nun machte er zwei intimen Freundinnen den Hof. Er hatte noch keine Wahl getroffen zwischen den beiden, behandelte sie beide mit dem gleichen spöttisch-verliebten Tone. Die eine war eine Kusine seines Schwagers, das Fräulein Edith Wallner von Wallheim, (die Familie war stolz auf den neuen Adel), die andere war Fräulein Hedwig Elsheim, die Tochter eines Bankbeamten, der früher einmal reich gewesen war und dessen Familie noch immer zu dem Kreise gehörte, auch selbst noch manchmal empfing, aber eigentlich doch — na, Frau Wallner dachte nicht daran, daß ihr Bruder dieses Mädchen ernsthaft heiraten könnte.

Edith Wallner von Wallheim — ja, das war die richtige.

Mit Edith hatte denn Seiler auch lange Gespräche. Sie war ein bissel ernster als die anderen alle, sie hatte auch weniger Freude daran, im Geheimen die Yvette Guilbert „dans son répertoire" zu kopieren, und ihre Augen hatten manchmal etwas unendlich Liebes und Sanftes. Heddy, die Freundin und Gustav saßen oft zu Dritt zusammen, im Prater auf einer Bank, wenn sie sich vom Tennisplatz weggestohlen hatten, und dann konnte Edith wirklich hübsche und innige Dinge sagen. Sie malte, aber das war nicht bedeutend; es hatte sie aber in eine Beziehung zu schönen Farben und Gemälden gebracht, und in diesem Jahre trug sie gern weite faltige Gewänder und hatte ein paar Photographien Burne-Jonesscher Bilder in ihrem Zimmer hängen. Sie ging zu jeder Aufführung von „Tristan und Isolde", eigentlich aber war ihr Massenets „Manon" doch lieber. Das alles, dieser Hauch der Zartheit und des Lilienhaften war bei diesem Mädchen wirklich nicht allein leere Pose, es strömte ganz tief heraus aus ihrer Sehnsucht nach einem Leben in schönen Formen, — aber dann zeigte sich eine große Zwiespältigkeit in dieser Natur, denn sie wußte sehr gut, wie sich ihr Leben gestalten werde, daß sie hei-

raten werde, beileibe nicht in großer Leidenschaft sich hingeben, sondern irgend einen eleganten Herrn zum Manne nehmen, ein großes Haus führen, die mondaine Dame sein, und sie verhehlte es sich auch gar nicht, daß all ihre Sehnsucht doch nicht stark genug wäre, um all die Kleinigkeiten, die Eitelkeiten des Daseins abzuschütteln — vielleicht hatte es auch in ihrem jungen Dasein schon den Tag gegeben, wo sie hatte wählen müssen zwischen den schönen und schwermütigen Träumen und der rauheren Wirklichkeit, die Kämpfe verlangt, wenn man gegen die Regeln der Umgebung sich aufbäumen wollte. Vielleicht war derlei in ihrem Leben gewesen; man konnte da nur vermuten. Denn Edith sprach nicht von ihren Geheimnissen; aber es war doch manchesmal ein ungewöhnlicher Ernst in ihrem Gesichte, wenn die drei so sprachen, von den Freundinnen und von der Zukunft, vom Theater und von den Büchern und von all dem, was so gerade in der Luft lag, von der Freiheit der Frau, der neuen Zeit und ach, so vielem...

Diese Gespräche gingen gewöhnlich zwischen Edith und Seiler hin und her, indes die Dritte, Hedwig Elsheim, still dasaß, zuhörte und nur selten ein paar Worte dazwischen warf. Es war aber ein sanftes und ruhiges Mädchen, und es mochte auch sein, daß die Lage der Eltern sie

drückte. Denn sie mußte es gut wissen, daß sich nicht leicht ein Mann für sie finden werde, für die Vermögenslose und Anspruchsvolle. Und doch geschah es, daß allmählich Gustav sich von Edith abwandte und seine Worte und seine Aufmerksamkeit dem stillen Fräulein Hedwig zuwandte, die es noch nicht verlernt hatte, manchmal rot zu werden. Nun darf man nicht glauben, daß diese beiden Freundinnen nicht auch ganz lustige Dinge anstellen konnten, Nächte durchtanzen und kokette Künste treiben, kleine Intriguen veranstalten. Dem sah Seiler dann auch nicht nur zu, er tat mit, er vergaß, daß es zu Hause Münzen gab und Zettel zu einem Catalogue raisonné, der eigentlich eine kleine Kulturgeschichte werden sollte, und er dachte viel eifriger darüber nach, wen er denn nun eigentlich in der Tat heiraten solle — seine Schwester plagte ihn Tag für Tag — Edith oder Hedwig. Mit Edith, ach, er hatte schon zwei heimliche Rendez-vous mit ihr gehabt — es war ja nicht das Geringste vorgefallen, kaum ein Kuß, aber doch — nein, es war kein schöner Gedanke für ihn; denn sicher hatten schon so und so viel Hände ihre Arme gestreichelt und in die ihren gepreßt. Sie war bei aller Lilienhaftigkeit eine zu große Flirteuse. Und Hedwig? Die hatte einfach kein Geld. Das war nicht verlockend. Er würde sich

immerhin einschränken müssen. Und dann — sie ging nun auch schon das dritte oder gar vierte Jahr in Gesellschaft. Auch an sie mußte schon das und jenes herangekommen sein. Aber dennoch knüpfte sich ein leises Band der Gefühle zwischen den beiden, und manchmal stieg eine weiche Zärtlichkeit in Seiler für dieses Mädchen auf; er hätte sie in seinen Arm nehmen wollen und leise küssen und ihr sagen: „Da bin ich nun, der, auf den du gewartet hast all die Jahre."

Denn: „— ich warte eben," das war ein Satz, den Hedwig manchesmal wiederholt hatte als ihr gläubiges Bekenntnis, als ihre resignierte Weisheit im Lebenskampfe. Das war nun ein romantischer Traum, dieses Mädchen ernsthaft zu lieben, sie glücklich zu machen.

„Sie wird mich," sagte er einmal zu der ganz erschrockenen Schwester, „sicher nicht betrügen. Aber was mehr wert ist, sie wird mich auch nicht quälen. Sie wird mir keine Gewissenskonflikte bereiten. Es wird eine schöne und friedliche Ehe sein. Und dann, du, Marianne, du mußt das doch würdigen: Sie hat wirklich glänzende Manieren. Einfach nichts von den Unarten, wie sie die anderen alle haben."

Aber Frau Marianne war ganz entrüstet: „Nein, so was, Gustl, ich begreif dich einfach nicht. Bei

dir kann man auch nie wissen, ob du im Ernst sprichst — — Also bitte, liebst du sie? — Nein, also dann kannst du doch wirklich eine Bessere finden — —" Frau Marianne hörte nicht auf, den Kopf zu schütteln, und zum nächsten Souper wurde Fräulein Hedwig Elsheim nicht eingeladen, woraufhin auch Gustav nicht kam und anfing, ein häufigerer Gast im Hause des Herrn Eduard Elsheim senior zu werden.

Das war nun für Herrn Seiler, der sich wieder gewöhnt hatte, in einer ruhigen Atmosphäre sorgsam gemessener Bewegungen und Reden, in der Welt guter Manieren zu leben, allerdings oft etwas peinlich. Denn viel von dem, was ihm den Verkehr in den Kreisen, die ihn jetzt allabendlich aufnahmen, lieb machte, war eben diese Zurückhaltung, dieses Verbergen der eigenen Sorgen, der eigenen Erregung, vielleicht sogar des eigenen Schicksals vor allen Außenstehenden. Sicherlich tobte in der Brust manches dieser Männer, die mit ruhiger Hand ihre englisch kurzen Shake-hands tauschten, dann und wann heftiger Zorn, und ihre verborgensten Wünsche waren Brutalitäten. Sicher erwachten in diesen Frauen, deren Lippen nur leise und vorsichtige zarte Worte aussprechen konnten, ungestüme Triebe, und wirre, unerträgliche Sehnsucht preßte die eine und die

andere wohl zu seltsamen und sündigen Taten. Sicherlich waren die feinen und kühlen Worte, die oft zwischen diesen Menschen hin- und hergingen, spitziger und grausamer als die jähen, zornigen Schreie ungezähmter Naturen, ließen blutende Wunden zurück, drückten nieder, preßten die Brust. Sicherlich zerbrach auch manchmal die Form und ließ die Untergründe der Seelen sehen, die Menschlichkeit, die rauh war, die Herzen, die zerwühlt; aber dies alles geschah nur selten, und was Seiler bei seinen täglichen Besuchen und Zusammenkünften sah, das gab ihm den gewohnten Anblick vornehmer, wenn auch nur äußerlicher Kultur. Und er konnte vergessen, was es alles im Leben gibt: Demütigung und Selbstverachtung, schmähliche Versunkenheit in abscheuliche Laster und entfesselte Roheit der Geschlechter.

In dem Hause des jungen Mädchens aber, um das sich bald leise, bald auch heftig seine Zukunftswünsche formten, war von dieser Vornehmheit und Ruhe der Form nicht viel zu merken. Mit dem Reichtum, der früher dagewesen war und dann die Familie verlassen hatte, war auch die Einigkeit zwischen den Menschen dort geschwunden, und ständig lagen unausgesprochene Vorwürfe in der schwülen, nie ganz hellen Luft dieser Zimmer, die noch das prächtige Mobiliar der frühe-

ren Zeit zeigten, von dem sich die Frau Elsheim um keinen Preis hatte trennen wollen. Oft aber drangen auch grelle Reden von einem zum anderen; der Sohn, der noch die Zeiten des großen Wohlstandes mitgenossen hatte, sagte viel Zorniges über die törichte Art, wie er zum Nichtstun erzogen worden sei. Und der alte Vater, dessen Gesicht immer ein fast wilder, weißer Bart umgab, als könnte er das Geld nicht mehr aufbringen, seinen Körper zu pflegen, überhäufte seine Frau und eben diesen Sohn mit den wütendsten Vorwürfen, sie hätten den Ruin herbeigeführt. Und er zählte der Frau die Kleiderrechnungen vor, die Soupers und die Reisen, und dem Sohne die Schulden bei den Lieferanten und die Wucherwechsel, und dann schließlich verloren sie sich alle in den Erinnerungen jener Tage voll Glanz, und wenn eines jeden Bitterkeit sich gegen die anderen entladen hatte, saßen sie in ihren Empiresesseln, deren Seide längst ihre Farbe eingebüßt hatte, im dunkeln Zimmer und lebten in der Vergangenheit, bauten vielleicht auch Luftschlösser, daß sie noch einmal reicher würden . . .

Inmitten dieser traurigen Menschen aber ging Hedwig mit langsamen, zögernden Schritten einher. Sie war ein halbes Kind gewesen, als die Katastrophe gekommen war. Und ihr war es auch

gleichgültig, ob sie im Sommer nach Ungarn zu Verwandten ins Dorf gingen oder nach Poertschach. Und dann: sie wurde auch immer zu Freundinnen geladen. Und für ihre Toilette fand sich doch immer noch etwas Geld vor. Denn sie war ja die Hoffnung der Familie, ihre Ehe sollte aufhelfen, sie war ja schön — — — Von solchen Plänen ihrer Leute mußte Hedwig wohl manches wissen; denn die jungen Damen sprachen ja auch nicht immer von Sport und Kunst, von Kleidern und von kleinen Abenteuerchen. Und dann, so ein junges Geschöpf ahnt aus Blicken und einer plötzlichen Stille und verhüllten Worten all das heraus, was sein Schicksal betrifft. So war es seltsam anzusehen, daß dieses Mädchen trotz alledem einen fragenden und zagen Ausdruck im Gesicht hatte, etwas Unberührtes. Wie sie selbst ja oft sagte: Sie wartete.

Nun aber schien Er ja gekommen. Die Beziehung hatte sich enger geknüpft, die beiden waren sich näher gekommen. Man hatte angefangen, Glossen zu machen, und die Freundin nahm einen merkwürdigen Ton an, der zwischen Mitleid über Seilers schlechte Wahl und Wohlwollen für die Hedwig, „die so doch zu was komme," schwankte. Frau Marianne hatte nicht aufgehört, ihre wohlgemeinten schwesterlichen Warnungen ergehen zu

lassen, und nun verging kein Tag mehr, da nicht Gustav irgend ein kränkendes Wort zuflog und von den Schmutzigkeiten der Familie, dem nichtsnutzigen Bruder berichtete; auch Andeutungen über das Mädchen selbst, über stark fortgeschrittene Flirts, über Werber, die sich plötzlich zurückgezogen hatten, blieben nicht aus. Mitten in all diesem Wirbelwind von Niedrigkeiten aber lebte Seiler, halb amüsiert, halb ernsthaft geärgert, daß ihm so viel in den Weg kam, und dann allmählich ein wenig stolz, daß all dies seine Entschlüsse so wenig berühre. Denn oft und oft saß er mit Hedwig in einem Winkel zusammen, folgte den leisen Bewegungen ihrer Arme, die auf der Stuhllehne lagen und doch nicht zur Ruhe kamen, sah zu, wie sie beim langsamen Sprechen ihre Lippen nur sanft hob und dehnte und hörte den sanften Worten des Mädchens zu. Dann schien es ihm, daß sie unberührt war von allem. Daß zu diesem Geschöpf doch nichts gedrungen sei von den Schmählichkeiten, die sie umgaben. Ja, er glaubte auch, daß sie noch keinerlei Schaden gelitten hätte in dem leeren Gesellschaftsleben, das sie führte, daß sie rein, wahrhaftig rein geblieben sei trotz Flirts, trotz verliebter Worte, die auch in ihr Ohr gedrungen waren, trotz diesem und jenem Manne, der ihr eifrig den Hof gemacht hatte.

Es wurde nun ausgemachte Sache für den ganzen Kreis, daß die beiden sich verloben würden. „Verloben," — sagte das freche Fräulein Kaerrner, deren Bruder im selben Café wie Gustav verkehrte, und daher allerlei Intimes zu wissen vorgab — „verloben — darum braucht er's do net zu heiraten. Gott, ja, ihr werd's sehen, er laßt sie sitzen." Nun, inzwischen ging Seiler fast jeden Nachmittag in die Renngasse, wo Elsheims wohnten, zur „Jausen". Hedwig empfing ihn, war sehr lieb und wurde furchtbar traurig, wenn von der Familie jemand was sagte, das Seiler unangenehm war, oder wenn gar der Vater oder der Bruder merken ließ, daß dieser Gast ein teurer Gast sei, die Hoffnung des Hauses, der Vogel, den man sich ja nicht entgehen lassen konnte. Diese Unterwürfigkeit war auch etwas Ekles. Dann aber, wenn sie allein dasaßen, er und das liebe, stille Mädchen, dann war es für Seiler doppelt schön, zu denken, wie er sie nun loslösen werde, ihr Retter sein. Das klang ihm selbst ja etwas pathetisch, aber es war doch was Edles und wohltuend, sich vorzustellen, daß er nur seinem Herzen folge und nicht, wie das alle die Herren seines Kreises täten und wie das auch seine Schwester von ihm wollte, nach Geld heirate.

Die Wochen gingen so dahin. Der Katalog der

Münzensammlung war nicht geschrieben worden und zum Tennisspiel wurde es allmählich zu heiß. Man ging bereits in die Sommerfrische, „aufs Land". Nun mußte das Äußerliche geordnet werden, es half da alles nichts. Frau Marianne versuchte einen letzten Vorstoß, sogar der Schwager mußte ohne recht viel Eifer seine Warnung geltend machen — dann ging Gustav doch daran, um Hedwig zu werben. Mit dem Vater aber zu sprechen, konnte er sich doch nicht entschließen; das war ihm zu gräßlich. Und er wollte die schlecht verhüllte Freude über den reichen Schwiegersohn nicht sehen, nein, mit Mama wird es weit eher gehen. Die saß für gewöhnlich ruhig da, hatte Wirtschaftssorgen und warf nur manchmal ins Gespräch ein paar Worte über Sonnenthal, den sie verehrte, von dem sie ein Bild besaß mit der Unterschrift „Ihr Adolf Sonnenthal" und der zu den Getreuen gehört hatte, damals — — —

Herr Gustav Seiler zog also um einhalbein Uhr präzise den Gehrock an, eine weiße Weste und legte ein großes, seidenes Plastron um, er setzte den Zylinder auf, trotzdem die Julisonne glühte — aber das mußte sein. Und dann fuhr er in die Renngasse. Im Flur, bevor noch die Türe aufgemacht war, hörte er Stimmen. Er wartete eine Weile, bevor er die Glocke zog;

drinnen stritten Herr und Frau Elsheim. Das taten sie oft; lange zogen sich die singenden Worte oft hin, drangen in ihrer Eintönigkeit durch die geschlossenen Türen bis zu Hedwigs Mädchenzimmer, wenn er dort saß. Endlos schienen die Klagen dann zu gehen, die Vorwürfe, die Zornesausbrüche, die sich an nichts Bestimmtes mehr klammerten. Es war für diese Szene nie ein faktischer Grund da, nie ein anderer, als daß sie reich gewesen waren und nun arm sind. Und vielleicht doch noch ein anderer, daß dieser alte Mann und diese alte Frau sich quälen, weil sie sich geliebt hatten mit ihren aufgeregten Sinnen, als sie jung gewesen waren, und nun — waren sie eben nicht mehr jung.

Es war eine Pause im Streite eingetreten. Seiler läutete, und kurz darauf öffnete sich die Türe, und der alte Elsheim, der gerade weggehen wollte, kam heraus. Ein langer Blick maß die Kleidung des Gastes, und Gustav sah hastig zur Seite, um nicht in den Augen dieses Mannes lesen zu müssen. Ein kurzer Gruß also nur, und dann saß Seiler bald im Salon, und vor ihm, im verhängten Zimmer, die Mutter. Sie hatte um Entschuldigung gebeten; sie könne nicht aufstehen, weil ihre Migräne da sei. Und so müsse es auch dunkel im Zimmer bleiben. Hedwig sei ausgegangen, aber

sie werde wohl bald kommen —. Frau Elsheim hatte die feierliche Kleidung nicht bemerkt, sonst spräche sie nicht so viel. Aber sie war geradezu plauderhaft heute. Erregung, wohl von dem Streite mit dem Manne, steckte noch in ihr, und sie mußte ihr Herz leeren. So sprach sie von Gewesenem, wurde ganz lebhaft und kramte Jugenderinnerungen aus, nannte Namen von Männern, die heute selbst wie sie große Kinder hatten, und die ihr zu Füßen gelegen waren, ja ihr zu Füßen . . . Und der Strom der Rede ging. Enthüllte Bilder einer leeren Jugend von Bällen, Soupers, einer Liebe zu diesem Manne, Geselligkeit und neuen Courmachern, zeigte die Linie eines Daseins. Die alte Frau wurde gesprächig. Sie holte auch ein Bild von sich herbei, im Ballkleide — noch vor zehn, zwölf Jahren, und Gustav Seiler mußte die Fensterläden öffnen, um es zu betrachten. Als aber nun die Sonne eindrang in den Raum, da sah Frau Elsheim an der Kleidung des Gastes mit jähem Schrecken, weshalb er gekommen sei und sah auch, wie er jetzt mit gesenkten Augen dasaß und in der alten gelblichen Photographie die Züge des Mädchens wiederfand, das er liebte, und um das zu werben er gekommen war. Und wie er so dasaß, und nun beide schwiegen, und die Strahlen der Sonne nun die Stäub-

chen aufwirbelten und in langen Reihen durch das Zimmer ziehen ließen, da huschte ihm alles wirr durch den Sinn: Die Warnungen und das süße, fragende Gesicht des Mädchens, dieser abscheuliche Vater und die Erzählungen der Mutter und dieses fürchterliche Bildnis, das ihr so ähnlich sah, so erschreckend gleich, und der Streit, die Keifereien, die durch drei Zimmer drangen, und daß auch diese beiden Leute sich ja geliebt hatten, als noch Vermögen da war — und daß er Hedwig ja loslösen wollte durch seine Kraft, seinen Reichtum, seine Liebe.

Und nun entsann er sich der Worte, die er sich zurecht gelegt hatte, seiner Werbung. Er kämpfte noch ein paar Sekunden gegen die drückende heiße Stille, die jetzt den Salon erfüllte, und dann: „Gnädige Frau — — — verehrte gnädige Frau. Sie vermuten gewiß, weshalb ich komme — — ja, gnädige Frau, ich . . . ich muß nämlich Abschied nehmen. — Ich reise dieser Tage. — Es ist ja unerträglich heiß. Und alle Bekannten sind ja schon weg. Sie wollen ja wohl auch reisen. Ja, bis zum Herbst nur, natürlich . . ."

Frau Elsheim verstand nun gar nichts mehr von alledem. Und auch Gustav Seiler hörte seine eigenen Worte wie die eines Fremden. Er war erstaunt über das, was er sagte, aber ja, er mußte

es sagen. — Nun war es vorbei. Frau Elsheim hatte noch nichts sagen können. Sie sagte nur:

„Ja, also dann, ja, dann — —“

Und Herr Seiler hatte schon die Türklinke in der Hand, als Hedwig eintrat.

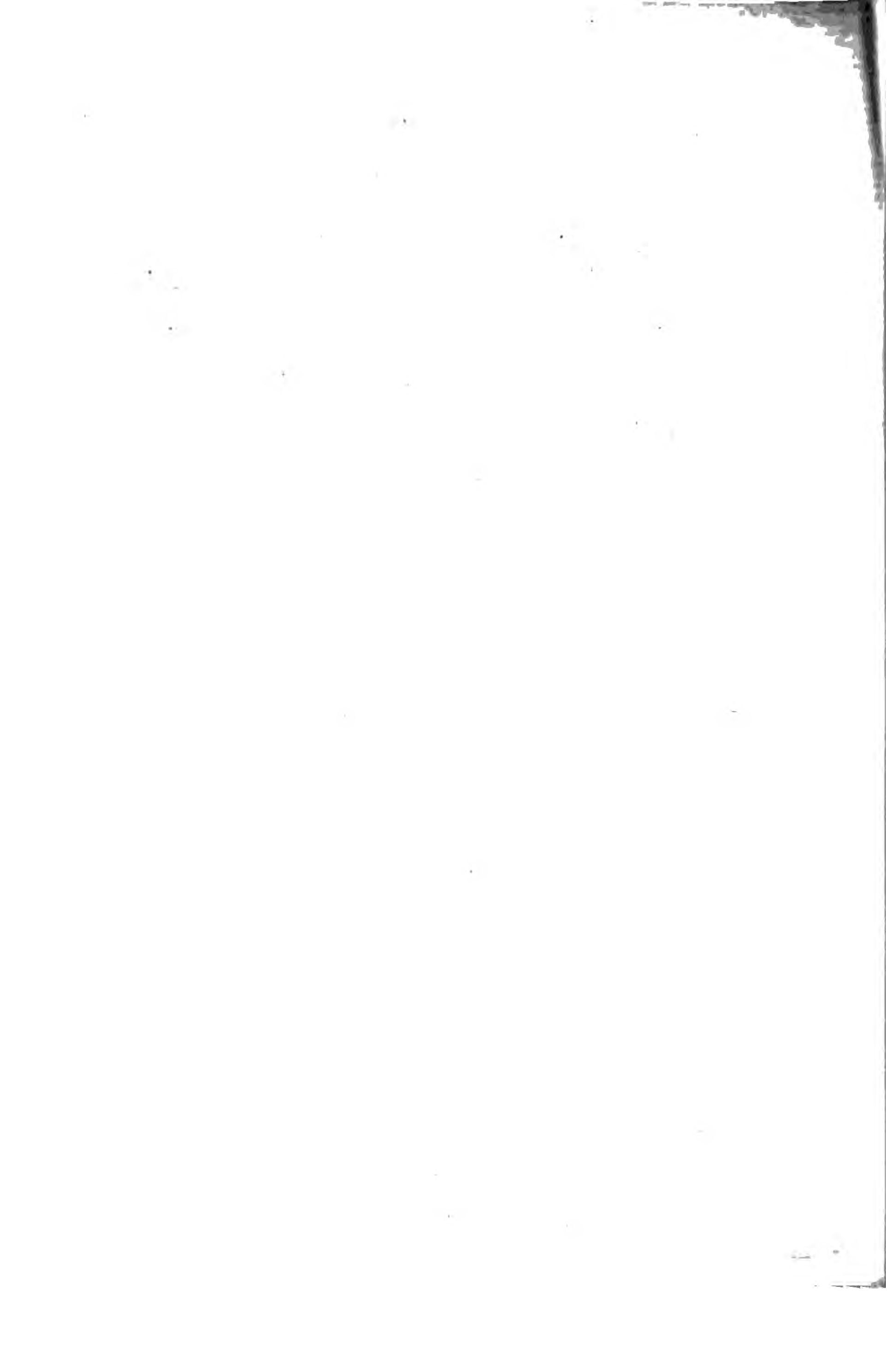
„O, verzeihen Sie, ich wußte nicht . . .“ sie wurde rot.

„Heddy, Herr Seiler geht aufs Land. Es ist so heiß. Er sagt Adieu. Bis zum Herbst, nicht wahr?“

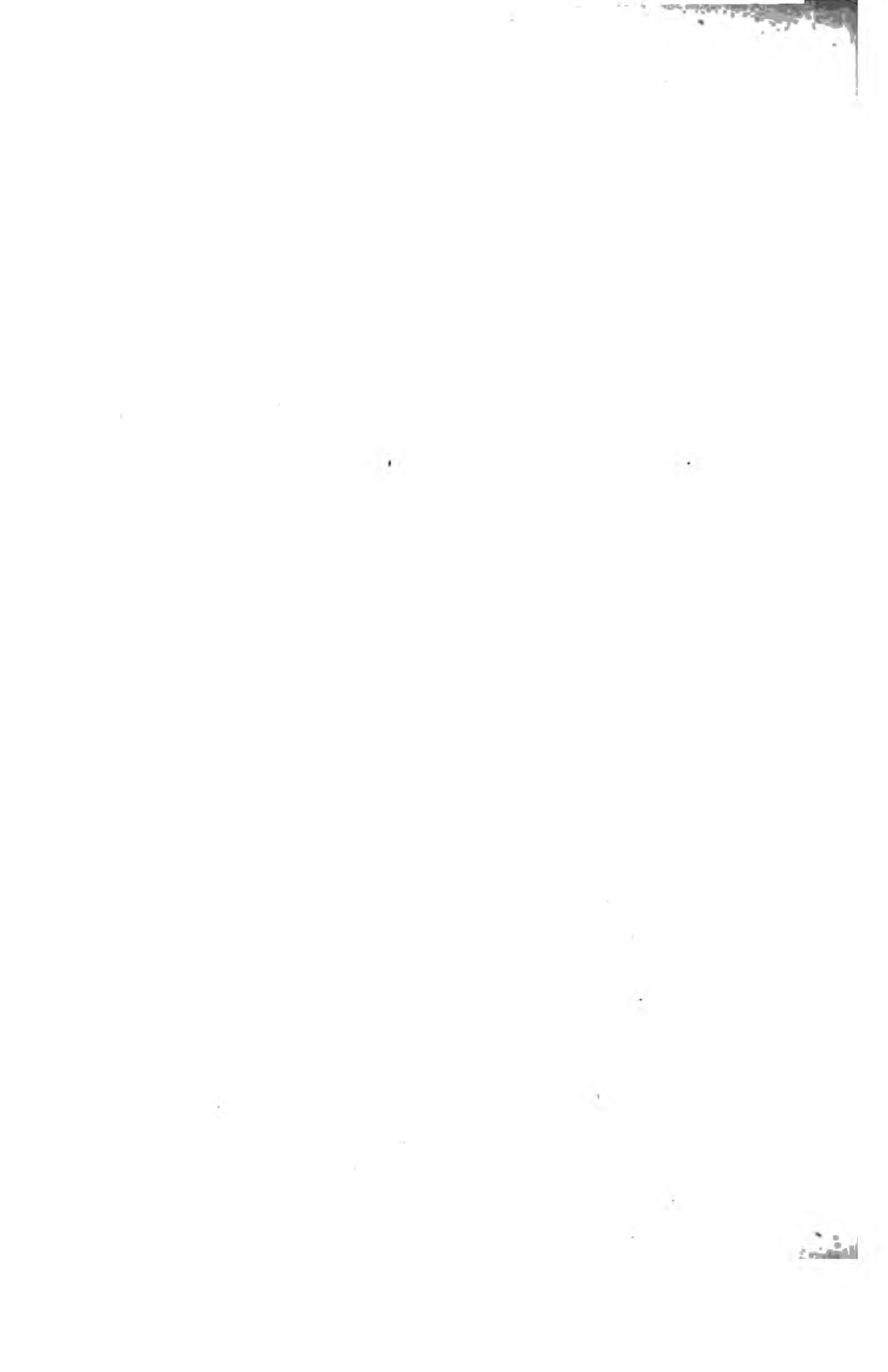
Und nun drückten sie sich die Hände, und das war ihr Voneinandergehen. Denn es gibt allerlei Händedrücke; es gibt solche, die ein Versprechen sind, ein beseligendes und festes Versprechen, wenn die Hände fest und warm ineinander liegen. Und andere, wenn sich die Finger scheu und heiß berühren und dann hastig entfernen, — und nun ist alles Glückes Ende. Und dann gibt es Händedrücke, wie sie eben in dieser Stunde getauscht wurden von diesen beiden, stille, aber unsäglich schmerzliche Berührungen, Abschied. Da ist mancherlei Hoffnung zu Grabe getragen, ein Kampf ist aufgegeben worden, und nun geht jeder seinen Weg, das Leben nimmt sie auf, führt ihn dahin, sie dorthin. So gaben sich diese beiden die Hände, und nun hatten sie sich verloren.

Der Sommer hinderte allzu viel Geschwätz. Jn

den fashionablen Orten sprach man ja allerdings davon, als bekannt wurde, daß Elsheims nun wieder nach Ungarn gingen und Seiler reise, reise. Er war in der Schweiz gesehen worden und eine halbe Woche bei seiner Schwester in Ostende gewesen, und dann war er in die Pyrenäen gefahren, was allen etwas imponierte. Und nun hörte man, er käme überhaupt nicht mehr zurück. Er wollte jetzt in Paris leben.



Paris



— — Schließlich aber lachte die Kleine doch, wie er wiederum an einer Ecke im scharfen Winkel an ihr vorbeiging und sie von der Seite ansah, halb frech, als könne ihm ja doch hier in dieser Stadt der Liebe keine widerstehen, und dann doch wieder zögernd, da es ja schließlich sehr unangenehm ist, so mitten am Boulevard, dreißig Schritte von der Oper, wo man immer eine Menge Bekannte trifft, abgewiesen zu werden. Sie lächelte also, und nun sah er, daß er sie richtig geschätzt hatte, eben so ein ganz kleines Mädel, noch gar nicht vornehm, noch nicht auf dem Wege zum Café de Paris, und wirklich noch Konfektioneuse oder Modistin oder irgend so etwas von der Art. Sie mußte auch noch sehr jung sein; denn in der Viertelstunde, die er nun die Straßen lang hinter ihr herging, hatte er gesehen, daß ihr flinker Kör-

per noch etwas Unreifes hatte, daß die Formen und die Bewegungen noch gar nicht fest waren, und daß auch der Gang dieses behenden Geschöpfes noch nicht so der war, wie ihn sonst die Frauen hier hatten, noch gar nicht so sicher ihrer selbst. Hübsch war sie, das war ja gewiß, und unschuldig auch nicht, das war ebenso gewiß; denn unter den ganz hellblonden Haaren hatte er beim Vorbeigehen doch ein etwas gepudertes Gesicht gesehen, wirklich keine Schminke, kein rouge, aber doch Puder, so die leise, weiße Schicht, die dem ganzen Gesicht etwas Fremdes gab, etwas, das zu dem fadenscheinigen Kleidchen und den nicht übertrieben eleganten Schuhen doch nicht paßte. Kurz, seine Meinung war gemacht: das war Fräulein Louison oder Marthe aus irgend einem der vielen Geschäfte in der Gegend der Rue de Rivoli, und wenn er sie nun zum Souper einladet, so wird sie sehr nett sein, und wenn er ihr übermorgen eine kleine Brosche schenkt, so ist alles in Ordnung.

Nun waren sie vor der Madeleine, und er war jetzt neugierig, ob sie in die kleinen Straßen hineingehen werde hinter der Kirche, wo man so hübsch ein Abenteuer beginnen konnte, weil der Platz wirklich sehr ruhig war, und weil man dann auch langsam und sicher den Weg hin zu den

Champs Elysées lenken konnte. Und unter den großen Bäumen kam dann schon von selbst irgend etwas von einer weichen und zärtlichen Stimmung, so daß man nur selbst ein wenig lächelte über die allzu lieben Worte, die der Mund sprach, während innen alles kühl und leer war. Nun hatte er sie wirklich angesprochen, und er gab ihr eben zu raten auf, aus welchem Weltteile er sei. Und er freute sich, mit welcher naiven Liebenswürdigkeit sie immer wieder versicherte: Nein, das sei wirklich nicht zu merken, daß er kein Pariser sei, er hätte ganz wirklich diesen Accent. Dann lachte sie sehr hell und kindisch, als er, wie er dies nun schon seit einigen Wochen immer wieder tat, sagte: „Nein, mein Französisch ist wirklich gar nicht gut, und ich brauchte eine geduldige Lehrerin, die es verbessert, mir all die kleinen Worte beibringt, die man in der Schule ja doch nicht lernt und die eigentlich das Wichtigste in der Sprache sind."

Jetzt sah sie ihn ganz schlau von der Seite an und wollte dringend wissen, was denn dieses Wichtigste in der Sprache sein könne, das ja dann auch gewiß das Wichtigste im Leben wäre. Und da sie nun wirklich schon in der Gegend der Champs Elysées waren, so fanden sich die leisen zärtlichen Worte, und Herr Gustav Seiler erzählte von seiner Einsamkeit in der großen Stadt, wie

das denn doch traurig sei, wenn man so jeden Abend auf den Boulevards herumflaniere und schließlich in einem Variété wieder einmal die Polaire ihre Chansons heiser schreien hören müsse und dann schließlich im Café de Paris oder bei Maxime die Nächte unrühmlichst verbringe. Die kleine Charlotte — man sieht, sie hat noch einen sehr bürgerlichen Namen — fand diese Art von Vereinsamung allerdings nicht sehr trostlos, und wenn er von einem glitzernden Variété oder einem der großen, vornehmen Restaurants sprach, deren Ruf selbst in das Schmuckfedernatelier, in dem sie arbeitete, gedrungen war, da wurde sie förmlich rot vor Gier und Neid, und kleine Seufzer hoben dann ihre Brust. Und Seiler freute sich unsagbar, daß er nun endlich so ein kleines Ding gefunden hatte, das von alledem noch nichts erlebt hat, und das er sich nun erziehen wird zu dieser ganzen Vornehmheit, diesem falschen Glanze. Nur mit einem Ohre hörte er also hin, als sie dann ihre Konfessionen machte; die Mutter war vor einem Jahr gestorben, eine Tante die lässige Hüterin ihrer Sitten, die Vorsteherin im Geschäft wirklich gar nicht nett. Und dann das große Unglück, das sie doch nur mit halben Worten andeutete, und das zu erraten gar nicht schwer war: dieser erste Liebhaber, der sie verlassen hatte, um

einer Freundin willen verlassen . . . das war wirklich zu traurig.

Sie gingen nun schon ganz enge beieinander durch die finstere Allee, und drüben von der anderen Seite kam die Tanzmusik herüber aus dem Jardin de Paris, und von Zeit zu Zeit fuhren Equipagen vorbei, zu denen Charlotte mit lüsternen Augen hinübersah. Diese Courtisanen in den wundervollen Kleidern mit den eleganten Herren waren ja das Ziel, das große, letzte Ziel, das hinter den Gesprächen im Atelier vor all den kleinen Federschmückerinnen aufstand und sie verwirrte und sie dazu trieb, ihre wenigen Sous für den Gil Blas auszugeben, damit sie doch wenigstens von den Namen eine Ahnung hatten. Ab und zu wurde auch eine genannt, die selbst vor einem Jahre oder zweien noch zu ihnen gehört hatte und dann ihr Glück gemacht. Da glänzten dann alle Augen der Grisettlein.

Man konnte aber doch nicht endlos hier spazieren gehen. Und die kleine Charlotte ließ sich auch nicht länger als unbedingt notwendig bitten. eine Einladung für den Abend anzunehmen, in allen Ehren natürlich. Seiler musterte mit einem Blick noch einmal die Toilette seiner Begleiterin — eines seiner gewohnten Restaurants war ausgeschlossen. Das mußte für später bleiben, wenn

es so ein „später" überhaupt geben wird, und das kleine Fräulein ihre schönen seidenen Kleider hat und auch gelernt, daß man in die Pfirsiche nicht hineinbeißen darf, sondern sie mit einem stumpfen Messer schäle, trotzdem das Hineinbeißen eigentlich das beste war. Das versicherte ihm nämlich Charlotte ganz ernsthaft, als sie oben auf dem Berg des Montmartre in der berühmten Taverne des „Rat mort" saßen und ihr Diner zu 5 Francs die Person aßen. Gustav mit einer kaum verborgenen Verachtung dieser etwas minderen Genüsse, und seine neue Freundin unerhört glücklich . . . denn bisher war sie nur immer unten auf der Straße gesessen vor einem der kleinen Tische (mit dem Freunde natürlich, der sie so ungetreu verlassen hatte) und hatte sich mit einer demie tasse begnügen müssen oder einem süßen Getränk.

Nun, die Umgegend kannte sie ja schon; denn hier traf sich ja die ganze und die halbe Welt, hier war ja der Anfang für sie alle, der Anfang und das Ende. Hier war sie gesessen, als sie noch oben im fünften Stock mit dem Geliebten etwas Wurstwaren zum armen Diner hatte, und nun kam sie sich sehr stolz vor bei diesem Diner zu 5 Francs. Aber diese Gefühle beherrschten sie nur für Momente, und Seiler hatte es bald heraus, daß dem Mädchen jetzt noch all das ziemlich gleichgültig war, und daß ihre

Augen am heftigsten leuchteten, wenn sie an die Samstage bei Bullier dachte, wo sie nur so von einem Arm in den anderen flog, und jeder sie eng an sich preßte und drehte und sie dann ganz heiß und außer Atem dasaß und eine Limonade trinken durfte und lachte, vor lauter Freude nur lachen konnte. Und er merkte es auch, daß sie noch so ein ganz weiches, flaumweiches Geschöpf sei, mit dem er nun machen konnte, was er wollte, die noch gar keinen Wein vertrug und schon jetzt ganz nahe bei ihm saß, und wenn er ihre Hand berührte, zusammenzuckte.

Sie hatten ihr Diner beendet, und zum Kaffee hatten sie grüne Chartreuse getrunken, und Charlotte, die sich furchtbar amüsierte, weil er sie bereits Charlie nannte und das so vornehm, beinahe englisch klang, hatte sich geschüttelt, wie das bittere ölige Getränk ihr in die Kehle floß. Jetzt waren sie auf dem Wege zu den Cabarets. Sie gingen Arm in Arm, und Gustav hatte seinen Kragen aufstellen müssen; denn schließlich auf der Straße wollte er doch nicht gesehen werden. Charlie war ja nicht einmal eine von den großen Kokotten.

Nun zogen sie von Haus zu Haus. Das dumme kleine Mädchen mußte alles sehen, jede Bude, jede Sehenswürdigkeit der Nacht. Und Seiler erinnerte sich längst vergangener Zeiten, wo er so

am Abend in Wien durch den Prater gegangen war, auch nicht allein, auch mit irgend so einem Mädchen, und dort war es ein Karussel, der Kasperl und schließlich das Zaubertheater gewesen, und hier waren es: Le Néant, l'Enfer und noch so manche etwas gruselige und etwas unanständige Sehenswürdigkeit. Alles, alles wollte sie mitmachen, und von Jauchzen zu Schrecken schwankte die Stimmung, als sie nun die Dinge alle selbst erlebte, von denen am Montag früh im Atelier so viel erzählt wurde: Dieses seltsame Wunder, daß man plötzlich zum Skelett wird und alle die anderen Leute so lachen, während man selbst nicht weiß, was da eigentlich los ist und erst dann, wenn ein anderer sich auf das Podium gestellt hat, ganz rot vor Schrecken werden muß, weil man nun sieht, was da für unanständige Dinge mit einem vorgenommen werden. Und dann auch beim Néant, das war doch wirklich schrecklich, daß die Kellner alle Grabeskutten trugen und die Tische Särge waren, und ihr wurde ganz kalt, und sie verstand es wirklich nicht, daß man darüber so viel lachen konnte. Und in der gruseligen Stimmung, in der sie nun war, vertraute sie ihrem Begleiter an, daß sie wirklich gar nicht so sei wie die anderen Mädchen, in deren Umgebung sie nun saß, oder gar diese vornehmen geschminkten Frauen,

und daß sie bisher immer gleich nach Hause gegangen sei nach der Arbeit, und daß sie selbst gar nicht wisse, warum sie nun seine Einladung angenommen hätte. Aber es tat ihr nicht leid. Und als sie eine Viertelstunde später in einem Winkel des Cabaret „des quat-z-arts“ saßen und der Rauch ganz schwer und qualmig über ihnen lag, und an allen Tischen leise mitgesungen wurde, wenn der Chansonnier das beliebte Lied vortrug, schmiegte sie sich ganz eng an diesen fremden Herrn, dessen Hände sehr hübsch und sehr zärtlich waren, und der auch einen so netten Ton hatte, wenn er mit ihr sprach. In einem leisen Taumel der Sinne, in dem so mancherlei Erwartungen waren von Glück und schönen Dingen, die nun kommen mußten, ließ sie sich ganz gehen und vergaß die Zurückhaltung inmitten der vielen anderen Menschen, machte nun selbst ihre Späße über die merkwürdigen Gäste, die es da manchmal gab, über diese Herren mit den unerhört großen Krawatten, die sie viele Male um den Hals gewickelt hatten, und über die armen alten und verkommenen Frauen, die da herumsaßen. Und als der nächste Refrain gesungen wurde, da hob sie ihre Stimme und sang selbst ganz laut mit. Sie sah sich auch neugierig an all den Wänden um und entdeckte, daß sie schon einmal hier gewesen war, damals nämlich,

und dann fiel ihr auch von Zeit zu Zeit ein Lied ein, das sie gehört hatte und das sie mit unsäglich falscher Melodie nun wiedergeben wollte. Einmal nickte sie auch einem Herrn zu, der eben hereinkam, dabei wurde sie aber sehr rot. Das alles merkte Seiler ganz heiter, und er wunderte sich nur, daß diese Umgebung, dieser kleine Saal mit den vielen Plakaten und Zeichnungen, mit den vielen Studenten und Bohemiens, den er schon so viele Male gesehen hatte und für dessen Fröhlichkeit er wirklich nicht mehr jung genug war, der Kleinen so unendlich viel Spaß machte, besonders, da sie ja doch die meisten der Vorträge nicht verstand und nur bei den sentimentalen eigentlich wach wurde. Aber lieb war sie, und es war hübsch, sich auszudenken, daß er nun mit diesem einfachen Menschen jeden Abend zusammen sein sollte und ihre Freude mitgenießen, von ihrem hellen Lachen angesteckt werden und für eine Weile das Parfüm vergessen, das er bisher allnächtlich hatte einatmen müssen.

Er hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt, und seine Hände liebkosten ihren jungen Körper. Und der Chansonnier oben auf dem Podium sang ein weiches Lied, ein Mondscheinlied, und am Ende jeder Strophe summten sie alle mit: „Au clair de la lune“ . . . Und das war wie eine Erinnerung

an keusche Jugendnächte im Wald, irgendwo im stillen Wald, wo man küssen konnte. Er wurde immer zärtlicher, während der Chansonnier seine Romanze sang von dem Mann, der eine Frau unendlich geliebt und ihr alles gegeben, seinen Reichtum und seine Kraft und seine Jugend, und den sie nun, arm und alt und schwach, allein gelassen hat. „Aber doch," so sang der Chansonnier, „und wenn ich noch einmal reich werde und jung und kräftig, so gebe ich dir alles wieder; denn ich habe dich ja doch geliebt ... „au clair de la lune". Das war also doch wirklich schön und herzbewegend, und Gustav preßte den Körper der Kleinen ganz eng an sich, und sie sagte nur leise: „Geben Sie doch acht, daß man uns nicht sieht."

Als er ihr aber dann in die Augen schaute, da wußte er alles, wußte, daß sie jetzt ihm gehöre, und eine leise Angst kam in sein Herz, daß er auch diese Frau wieder verbrauchen werde in wenigen Tagen, und dann wiederum auf die Suche werde gehen müssen, immer und immer wieder.

* *
*

... Einstweilen machte ihm Charlie noch vielen Spaß. Sie wohnte nun in der Rue de Cirque und wurde allmählich eine Dame. Noch hatte

sie ja keine vornehme Wohnung, und die eigenen Möbel, die den neuen Lebensabschnitt der Pariser Courtisane symbolisieren, waren noch nicht da. Aber immerhin, eine halbe Woche, nachdem sie sich mit Gustav ganz ernsthaft zusammengetan hatte, nachdem er sie aus dem Geschäft genommen hatte, war eine sehr vornehme ältere Dame zu ihr gekommen und hatte ihr viele Kleider anprobiert, mit ihr ungemein respektvoll gesprochen und sie immer Madame genannt, was auf Charlie einen sehr starken Eindruck gemacht hatte. Nun wußte sie noch nicht recht, was sie mit sich eigentlich anfangen sollte, wenn sie den Vormittag über im Bett verträumt hatte, sehr stolz darüber, daß sie gar nicht aufstehen und ihre Finger mit schlecht gefärbten Federn abmühen müsse. Sie wußte noch nicht recht, wie das eigentlich mit ihr und diesem neuen Freunde sei. Gustav erzog sie nämlich. Er hielt es für seine erste Verpflichtung, ihr beizubringen, wie man nun gehen und stehen müsse, wie man essen und die Hand ausstrecken, wie sitzen, wie einen Herrn und eine Dame begrüßen. Aber die Kleine konnte sich auch darin nicht täuschen, daß sie ihm eigentlich am liebsten war, wenn sie einen seltenen Abend zu Hause allein verbrachten und sie dann plötzlich all das mühsam Angelernte wegwarf und ganz ausgelassen war, eine Menge

Dummheiten erzählte und schließlich mit den Hän-
den zugriff, wenn es mit der Gabel und dem
Messer durchaus nicht gehen wollte. Wenn er
dann fünf Minuten ein sehr ernsthaftes Gesicht
gemacht hatte und sie ganz im anderen Winkel
des Zimmers saß, weil sie sich das doch nicht
gefallen ließ, daß er immer und immer an ihr
etwas auszusetzen hatte, dann flogen sie sich plötz-
lich in die Arme und hetzten sich mitten zwischen
den kleinen gebrechlichen Möbeln dieser Chambre-
garniewohnung — es hieß allerdings sehr vor-
nehm Entresol — herum. Charlie verlor die
Nadeln aus ihrem kunstvoll gesteckten Haar, und
wenn sie dann wie ein wilder blonder Bub außer
Atem in einem Fauteuil lehnte, da konnte der strenge
Herr neben ihr knieen, die ganze Theorie dieser
Liebe vergessen und furchtbar lachen mit ihr, nun
nicht mehr über sie. Am anderen Tage zogen
sie dann auch wohl ganz früh schon hinaus nach
Neuilly oder nach Fontainebleau oder gar nach
Versailles, das sie beide sehr liebten. Charlie
zog sich dann eins ihrer Kleider von früher, als
sie noch ein kleines Mädchen war, an, und Gustav
mußte fest und teuer versprechen, ihr heute gar
keine Vorwürfe zu machen, wenn sie mit einem
Kellner eine Conversation begann, oder wenn sie
in der Eisenbahn ein fremdes Kind auf ihren

Schoß nahm und plötzlich mit einer ganz gewöhnlichen Frau sehr intim wurde. Aber dieses feste Versprechen tat auch gar nicht not; denn wenn sie nun im Herbst oder frühen Winter, — allmählich war es schon November geworden —, durch den Wald gingen, dessen Pfade mit goldgelbem Laub tief bedeckt waren, oder über die Wiesen liefen, aus deren Erdreich nun schon die Kälte emporstieg, da war es doch wirklich ein zärtliches und hingebendes Gefühl, das Gustav für dieses kleine Mädchen hatte, vor dem noch das ganze Leben lag. Da konnte er mit leiser und zärtlicher Stimme anfangen, ihr zu erzählen, was es mit ihm alles schon gegeben habe, wieviel Enttäuschungen und eigene Schlechtigkeit ihn schon zerrüttet hatten. Und wenn er dann in großen und weiten Worten, an denen er sich selbst zu berauschen pflegte, die Verlassenheit seines Innern ihr zeigte, dann machte sie ganz ernsthafte Augen, fuhr ihm mit den Fingern über die Stirne und durch das Haar. Dann aber duldete sie die Traurigkeit und Sentimentalität solcher Reden doch nicht, und wenn sie eine Weile ganz zärtlich und weich und leise seinen Kopf liebkost hatte, da faßte sie plötzlich mit diesen sanften Fingern sein Haar ganz fest und beutelte ihn und riß daran und lachte dabei, daß man die beiden weißen Reihen ihrer Zähne glitzern sehen konnte,

und zog ihn hin und her und lachte fürchterlich, weil es ihn schmerzte und er auch etwas gekränkt war, daß sie ihn nicht sehr ernst nahm, und doch nicht bös sein konnte, weil in dieser Heftigkeit doch etwas so Starkes und Kräftiges und wirklich was Liebes war. Und wenn die frische Luft sie müde gemacht hatte, wenn dann ihre Glieder von der Kälte steif wurden und sie ganz rasch gehen mußten, um nicht zu frieren, dann preßten sie ihre Körper ganz eng aneinander und eilten, zu einem der kleinen Restaurants zu kommen, die an den Wochentagen hier überall verlassen waren, und an deren Fenstern sie manchmal langmächtig klopfen mußten, bevor eine alte Frau ihnen auftat und ein ländliches Frühstück bereitete. Dann nach der Mahlzeit, wenn der Landwein sie wieder frisch und fröhlich gemacht hatte, gingen sie eine Weile am Fluß entlang, sahen den einsamen Fischern zu, diesen alten müßigen Rentiers, die durchaus noch irgend einen kleinen Fisch ergattern wollten aus dem fast zugefrorenen Wasser und konnten sehr ausgelassen sein, wenn diese würdigen Herren sich wieder einmal getäuscht hatten und ihre Angel leer herauszogen. Dann wurde es früher Abend, und sie saßen wiederum in der Bahn und fuhren der Stadt zu. Er war nun ganz stille, und sie

erzählte, und er freute sich, wie sich ihr Wesen zu ändern anfing, wie er sie gestalten konnte, und wie dann doch zum Schluß etwas ganz anderes übrig blieb, ein Ton, den er gar nicht hatte, eine große Naivität dieser ganzen neuen Umgebung gegenüber und die unsagbar starke Zuversicht, daß ihr das Leben noch so viel geben müsse, so viel.

Es war ihm nun ein merkwürdiger Genuß, jener Welt, in der er bisher seine Pariser Wochen verlebt hatte, zugleich fern und doch nahe zu sein. Denn nun ging er nicht mehr als ein Zuschauer und Beobachter zwischen den Pärchen herum, die er im Café de Paris oder draußen im Bois begegnete und die so merkwürdige Beziehungen, zwischen Liebe und Geschäft schwankend, miteinander hatten. Nun war er nicht mehr der einsame Junggeselle, den man zu den Lebemännerfesten einlud, und den die freundliche Hausfrau immer gern mit irgend einer Freundin zusammenbringen wollte, die gerade auch „plaquée“ war. Nun rechnete man mit ihm und mit Charlie als mit einer neuen menage, die von Zeit zu Zeit ihr Diner gab oder zu einem Ausflug einlud, die man im Theater zusammensah und abends im Cabaret. Dies war nämlich die andere Seite des Lebens, das er mit Charlie führte, und es war für ihn eigentlich doch die langweiligere. Die Kleine aber gewöhnte sich

rasch an diese Geselligkeit, erwarb sich Freundinnen. Und wenn zuerst ihr vorstädtisches Pariserisch, die Drolligkeiten ihrer Fragen und ihre Unwissenheit in der Etiquette dieser halben Gesellschaft der Reiz gewesen war, um dessentwillen man sich um sie bemühte, so hatte sie es nur zu rasch gelernt, den Ton nachzuahmen, in dem gesprochen wurde, und bald hatte sie dieselben Meinungen, dieselben Interessen, dieselben Wünsche wie alle die anderen Frauen um sie herum. Es machte Gustav nun stolz, den Entdecker zu spielen, und er hatte das angenehme Gefühl des sicheren Besitzers, wenn er am Nachmittag zum Tee in die Rue de Cirque kam, ein paar Gäste bei seiner Freundin traf, ihr nur ganz nachlässig „guten Abend, Kleine, wie gehts?" sagte und dann zusah, wie ihr die Herren den Hof machten, wie man ihr nun ganz dieselben einschmeichelnden Worte sagte, die er selbst so vielen anderen gegenüber verschwendet hatte, diese Worte des Liebesalphabets solcher Gesellschaft, und die er selbst zu dem kleinen Mädchen nie gesagt hatte, nie hatte sagen müssen. Das war nämlich doch zu komisch, wenn der eine, André Pellier, der so etwas wie ein Dichter war, ihr leise flüsternd zuraunte: „Sie sind wohl in Seide geboren worden, und ich kann Sie mir auch gar nicht anders denken, als in fließende Seide gehüllt und von vielen

zärtlichen Händen gestreichelt." Und es war auch sehr hübsch, wenn der reichste Mann dieser Gesellschaft, der Bankier Emile Claus ihr auf seine nicht sehr zartfühlende Art den Hof machte, und aus seinen wulstigen Lippen große Schmeicheleien kamen, hinter denen doch immer nur die eine Anerbietung lag: „Wenn du willst, lasse ich Jeanne de Maillers doch sitzen samt ihrem kleinen Palais auf dem Boulevard Haußmann, und für dich lasse ich das schönste kleine Rokokoschlößchen bauen, das irgend eine der ausgehaltenen Frauen in Paris hat. Und dann bekommst du deinen eigenen Wagen, mit dem du dich in der Akazienallee zeigst, und dann bist du die erste Courtisane von Paris."

Das alles erzählte Charlie abends pünktlich ihrem Freunde, und dann spielte er mit dem Gedanken, daß sie das einmal wirklich tun werde, und war so kindlich glücklich, wenn sie dann ernsthaft schmollte, die Arme um seinen Hals hing und sagte: „Nein, nie! Das werde ich nie tun! Sie sind ja alle so dumm, und dich habe ich lieb." Als aber sechs Wochen ihren Weg gegangen waren, da wurde Charlie zerstreut. Es war nun gar kein großer Augenblick mehr für sie, wenn sie abends in die Loge trat, und dreißig Herren nach ihr sahen. Und nun war sie auch schon zu Hause in dieser Gesellschaft, die sich in der Olympia

oder bei Maxime oder in der Maison d'Or zusammentraf, und die sie nun genauer zu kennen anfing. Sie saß nun da mit den Manieren der großen Dame, ließ sich den Hof machen, urteilte über Schneiderinnen, klagte über ihre Kammerzofe, die sie bestahl, und hörte zu, was die Herren für Neuigkeiten vom Rennen, vom Automobilklub brachten. Sie war nun mit allen sehr intim, wußte ihre Herzensgeheimnisse, beobachtete die Schicksale der einzelnen Liaisons und hatte ihre Freundinnen und ihre Feindinnen unter den Frauen. Noch gehörte sie zu jenem Kreise der etwas bürgerlichen Liebhaberinnen, die um 12 Uhr Sehnsucht nach ihrem Bett bekamen und den Champagner eigentlich nicht sehr gut vertragen konnten. Sie hatte auch einen großen Abscheu vor heftigen Worten und Zoten, und sie fühlte sich sehr als die eigentlich anständige Frau, die einen Freund hat, und dem treu ist. In ihrer Rede war immer etwas Verachtung für die kleinen Schauspielerinnen, die auch mit in diesem Kreise manchmal erschienen, und an denen, wie sie sagte, der Geruch der Kulissen klebte und die unwürdige Gemeinschaft mit ihren Kollegen und der Hauch von wüsten Abenteuern. Neben dieser Hausbackenheit tauchte aber in ihren Blicken oft ein Neid auf gegen einzelne ihrer Freundinnen, von denen sie gehört hatte,

daß sie viele Männer mit kaltem Blute zugrunde gerichtet und gleichsam verzehrt hatten, und dann sah sie mit einem Blick voll lächelnder Gleichgültigkeit über die ganze Gesellschaft hin und meinte: „Das alles kommt noch für mich."

Inzwischen ließ sie sich am Sonntag immer von ihren früheren Kolleginnen aus dem Geschäft anstaunen, zeigte ihnen ihre schönen Toiletten und speiste sie mit vielem süßen Kuchen und dicker Schokolade. Am Montag früh war sie dann immer sehr glücklich, daß sie nicht aufstehen müsse, und noch kam es vor, daß sie des Nachts aus einem wirren Traum auffuhr und Gustav weckte, nur um ihn zu fragen, ob das ein wüster Traum gewesen sei, oder ob er sie wirklich wegschicke und sie morgen wieder ins Geschäft müsse.

* *
*

Der Winter war gekommen, und eines Donnerstags war Charlie plötzlich abends nicht zu finden. Gustav machte sich Sorge, suchte sie zwei Stunden lang bei allen Freundinnen; denn das war bisher nicht vorgekommen. Und dann eilte er wieder nach Hause, um zu sehen, ob sie nicht wiedergekommen sei. Es war aber nur ein Telegramm da von ihr, sie hatte ihre Freundinnen im Atelier besucht, und die hatten sie überredet, mit

zum Ball zu gehen, zu einem kleinen netten Ball oben im Quartier Latin, und sie hätte wirklich nicht widerstehen können, und wenn er ganz nett sein wolle, käme er auch hin. Gustav war wütend. Zuerst entschloß er sich, in den Klub zu gehen und sich drei Tage gar nicht um sie zu kümmern. Sie wird es dann schon einsehen, daß man sich einfach so nicht benimmt. Aber dann nach einer halben Stunde, nachdem er im Klub alle Aussichten der nächsten Automobilfahrt zwischen Paris und Nantes ernsthaft erwogen hatte und jedem Gespräch über die heftige und häßliche Politik mit der Vorsicht des Ausländers aus dem Wege gegangen war, fing er an, eifersüchtig zu werden bei dem Gedanken, daß sie auf diesem kleinen Bürgerball allein sei mit soundsovielen Herren, denen sie allen den Kopf verdrehen würde durch ihre neue Vornehmheit, durch ihre Eleganz, durch das Parfüm der Halbwelt. Und plötzlich saß er in einem Fiaker und fuhr hinaus. Als er in die Tür trat, sah er die ganze Gesellschaft in der ausgelassensten Freude, Charlie mitten im brutal weiß-goldenen Saal, von zahllosen Herren umringt, und als die Musik anfing und er noch immer unbeachtet in einem Winkel saß, löste sie sich aus der Gruppe, und nun flog sie am Arme eines dieser Kommis oder Studenten, oder was dieser

Mensch in dem schlecht sitzenden Frack eben sein mochte, herum und hatte auf den Lippen eben jenes glückselige Lächeln, das sie damals an jenem Abend, an jenem ersten Abend gehabt hatte. Ein neuer Tanz, und Charlie flog aus einem Arm in den anderen und kam dann immer wieder zu jenem Tänzer mit dem schlecht gemachten Frack zurück. Es war doch wohl ein Student oder ein „Künstler"; denn seine Augen hatten etwas Irres und Suchendes, und seine Krawatte war sehr groß, und seine Hände etwas schmutzig. Aber er neigte sich zu seiner Tänzerin, und es müssen schöne Worte gewesen sein, die er ihr ins Ohr sagen konnte; denn sie lächelte glückselig, wie an jenem Abend, jenem ersten Abend. Nun aber erblickte sie Gustav, riß sich los und stürzte ganz fröhlich zu ihm hin und dankte, daß er gekommen sei. Und nun wollte sie mit ihm tanzen.

„Danke, ich habe kein Bedürfnis nach solchen Vergnügungen. Ich finde es sehr heiß hier. Ich denke, du könntest auch genug haben, — wir wollen weggehen."

Charlie machte verwunderte Augen. „Nein, du, es ist so nett! Ich unterhalte mich großartig! Und außerdem bin ich noch zu so vielen Tänzen engagiert."

„Na, da kannst du ja allein hier bleiben. Ich gehe.“ Und dabei sah er sie sehr finster an, und er erwartete, daß sie nun begreifen werde, daß sie mit ihm kommen müsse. Aber sie tat nichts dergleichen. Einen Augenblick stand sie noch ganz ernst und mit fragenden Augen vor ihm, dann setzte die Musik wieder ein, und ihr Tänzer holte sie.

„Also adieu dann!“ rief sie ihm eiligst zu. Er ging nicht weg, sondern stand vielleicht noch eine Stunde in dem Winkel, beobachtete, wie sie immer wieder den Weg zu ihm finden wollte und dann doch sehr stolz an ihm vorbeihüpfte. Und schließlich ging er weg, sehr zornig und entschlossen, sie zu verlassen.

Er wanderte diese Nacht in den verschiedenen Lokalen herum, die er sonst in den letzten Wochen immer nur mit ihr besucht hatte, und wurde von allen den Freunden und Freundinnen mit der Frage nach Charlie begrüßt. Etwas geärgert gab er immer wieder zur Antwort, sie sei unwohl, sie könne heute nicht ausgehen. Aber es kränkte ihn doch, daß man ihn nun nicht mehr wie früher als einen immerhin begehrenswerten Junggesellen behandelte, für den man sich ja schließlich doch etwas Mühe gäbe, und daß er für die besten Frauen dieser Gesellschaft nun gleichsam kein

Mann mehr wäre, jedenfalls keiner, den man besonders beachtet. Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als sich im Café de Paris in einer Ecke mit Marguerite Ternes zusammenzusetzen, die auch allein war, nicht zu den intimen Freundinnen Charlies gehörte, und mit der er auch früher immer sehr gern gesprochen hatte. Diese Marguerite war nämlich ein ganz seltsames Geschöpf, und man hatte auf den ersten Blick ein sonderbares Gefühl von Schrecken und Abscheu, wenn man sie sah. Noch ganz jung, — in diesem Kreise wenigstens konnten ihre 25 Jahre noch nichts gelten —, hatte sie doch schon in ihrem Gesicht alle die Züge eines bewegten und lasterhaften Lebens, hatte gefärbte Haare und stets dunkel geschminkte Augen, und in ihren Blicken war immer eine Herausforderung, ein wildes Suchen, daß man sich wirklich zuerst nicht zurecht finden konnte. Wenn sie dann noch den Mund aufmachte, und mit einer merkwürdig tiefen und heftigen Stimme die unmöglichsten Dinge sagte, dann war man eine Weile gar nicht im Zweifel, daß man es mit der verworfensten Dirne zu tun habe, die längst alle Scham abgeworfen hat, und nur noch an den Zoten eine große Freude behalten hat, und die von nichts mehr reden konnte außer von Zweideutigkeiten, die ganz eindeutig waren. Dann aber

kam der zweite Eindruck, der noch fester war und unter dessen Wirkung Gustav einige Wochen lang gar nicht von der Seite dieser Frau hatte kommen können, trotzdem sie ihm physisch widerstrebte, und er immer eine Weile sich schämte, wenn er mit ihr zusammen saß. Er hatte nämlich merken müssen, daß dieser Frau an der Zweideutigkeit gar nichts gelegen war, sondern immer in ihr nur die eine große Neugierde nach allem regsam war, was mit den sinnlichen Dingen zu tun hatte, und sie deshalb immer hastige Fragen auf der Zunge hatte. Wenn man aber dann nach dem Leben forschte, das sie seit Jahren schon führte, dann erfuhr man, daß sie ihren Liebhabern wie selten eine treu war, und daß sich hinter der Brutalität und Grobkörnigkeit, der Zügellosigkeit und Offenheit ihrer Reden ein merkwürdiges, weiches, und so absonderlich dies klingt, echt weibliches Gemüt verbarg. Es war seltsam, mit ihr zu sprechen und dann zu spüren, wie plötzlich hinter all diesen Lüsternheiten und diesem stark entfesselten sinnlichen Temperament eine durchaus zarte Sentimentalität hervorkam, eine Traurigkeit, die doch immer etwas Absurdes hatte. Mit dieser sonderlichen Frau saß nun Gustav Seiler die Nacht, in der ihn Charlie zum erstenmal im Stich gelassen hatte, zusammen. Und während sie recht viel Cham=

pagner miteinander tranken, und das Gesicht Seilers immer steifer wurde — denn er hatte innerlich die Hoffnung noch nicht aufgegeben gehabt, daß Charlie ihm nachkommen werde, — blickte ihm Marguerite von Zeit zu Zeit in die Augen und wurde dann auf eine bald spöttische, bald mütterliche Art zärtlich mit ihm. Und als er sich dessen verwundert erwehren wollte, ließ sie plötzlich alle ausgelassenen Reden beiseite, und ihre rauhe und tiefe Stimme klang dann ganz anders, und sie erzählte von der Einsamkeit, die sie um sich fühle, und daß dieser alte Herr, mit dem sie nun schon so lange zusammenlebe, ihrer Sehnsucht ja doch nicht genüge. Und dann kamen die beiden in ein weichherziges und trauriges Gespräch voller Lebensschwermut, das den drolligsten Eindruck machen mußte, in dieser Umgebung von Frauen, deren Hüte und Kleider mehr kosteten als ihre Liebe, von ausschweifenden Männern, die schmutzig erworbenes Geld mit vornehmen Allüren wegwarfen, und von Kellnern, die weitaus gesitteter waren als ihre Gäste.

Am anderen Tage wartete Gustav vergebens auf ein Wort von Charlie. Nichts kam, sie bat nicht um Verzeihung, sie wollte sich nicht versöhnen. Gustav ging abends ins Theater, fuhr dann eiligst bei allen Restaurants vor, in denen

er sie hätte treffen können, suchte mit verstörten Blicken und raschen Schritten, ohne sich mit irgend jemand aufzuhalten, nach dem kleinen blonden Kopf, und als er sie nicht fand, ging er mit vielen Flüchen und großer Verbitterung nach Hause. Endlich am dritten Tage, als er nach dem Frühstück aus dem Bois de Boulogne im strömenden Regen heimkam, sah er in der Gasse, in der seine Wohnung lag, einen geschlossenen Fiaker stehen, und als er dann in sein Haustor trat, drängte sich eine kleine weiche Gestalt an ihn heran, und Charlies Stimme rief: „Nimm mich mit!" Und als sie dann oben in seinem Zimmer saßen, da legte sie sich vor ihm auf den Boden nieder, wühlte ihren Kopf in seinen Schoß und weinte schrecklich. Und als er dann mechanisch, und weil es ihm doch etwas lächerlich vorkam, daß sie dieser Lappalie wegen, die mit zwei Worten doch wieder gut war, so herzzerbrechend schluchzte, zu ihr leise und freundliche Worte sprach, da schluchzte sie nur immer heftiger, als ginge alles das, was er ihr sagte, sie gar nichts an und käme ihr Leid aus tieferen und verborgenen Quellen. Und als er dann schließlich sagte: „Du, laß nur, jetzt ist ja alles wieder gut," da sah sie ihn mit einem verschleierten und fragenden Blick aus ihren tränenvollen Augen an, und dieser Blick meinte: Was

weißt denn du von all dem, was in den letzten drei Tagen in mir war, von meiner getäuschten Liebe und von meiner irrgegangenen Hoffnung. Was bist du auch dumm, daß du glaubst, ich hätte um deinetwillen oder um deines Zornes willen geweint . . .

Von dem Fragen dieses Blickes aber merkte Seiler nichts. Automatisch und etwas gelangweilt streichelte er ihre Arme. Ihr Schluchzen hatte jetzt aufgehört, und sie saßen nebeneinander in diesem Zimmer, in dem Charlie seit Monaten nicht gewesen war; denn nur die ersten Tage ihrer Liebe hatte sie hier verbracht. Und so kam es, daß eine weiche Stimmung, die Erinnerung an diese frühesten Tage die beiden zueinander führte; und nach einer Stunde gingen sie versöhnt auseinander.

Als Seiler gegen sechs Uhr in die Rue de Cirque zum Tee kam, war Besuch da, und ins Vorzimmer hinaus drang die fette Stimme des Herrn Emile Claus. Und Gustav konnte mit leisem Lächeln hören, wie er bedauerte, daß die beiden nun wieder zusammen seien; denn als der kluge Mann Seiler gestern und vorgestern allein gesehen hatte, war ihm die Meinung gekommen, jetzt sei die Zeit für ihn da.

* * *

Seiler hatte sich nun nie mehr über Charlie zu beklagen. Sie war immer für ihn da, immer gleichmäßig, immer zu allen Zärtlichkeiten bereit. Sie waren nun ein regelrechtes Paar, und sie trafen sich jeden Nachmittag, dinierten jeden Tag zusammen, und nur abends kam es manchmal vor, daß jeder seinen eigenen Vergnügungen nachging. Denn Charlie war nun sehr oft eingeladen, war mit allen großen Courtisanen sehr befreundet, fing an, in den Kokottenblättern mitgenannt zu werden, und die Pflichten dieser Geselligkeit erfüllten sie. Gustav aber hörte es allmählich auf, Spaß zu machen, daß man sie bewunderte. Er war nun ihrer wieder ganz sicher und dachte etwas hochmütig: dieses Erlebnis damals hat sie gewiß belehrt. Und als sie nach Wochen mit einer großen Bande in irgend ein Tanzlokal im lateinischen Viertel kamen und plötzlich jener Tänzer vor ihre Augen trat und Charlie einen Augenblick die Augen schließen mußte und ganz blaß wurde, da begriff Seiler doch nicht allzu viel von dem, was gewesen war in jenen drei Tagen, und glaubte nur, diese Gestalt bedeute für Charlie die Erinnerung an eine flüchtige Laune und an die einzige Entfremdung, die es zwischen ihnen gegeben hatte.

Er fühlte sich auch nicht vereinsamt, wenn er

nachts jetzt manchmal allein blieb, und als ihm eine gute Freundin Charlies einmal ein paar Tage hindurch sehr den Hof machte, weil sie glaubte, dieses Verhältnis müsse doch bald in Brüche gehen, da lachte er nur und vergnügte sich damit, Charlie des Abends zu erzählen, was für gute Freundinnen sie habe. Er ging nun wieder seine eigenen Wege, sah sich ernsthafte Theaterstücke an, für die seine Geliebte keinen Geschmack hatte, und das brachte ihn auch wieder auf seine künstlerischen Liebhabereien, und nun konnte er stundenlang am Vormittag in den kleinen Trödlerläden nach Antiquitäten und Münzen suchen. Oder er ging mit langsamen Schritten an den Ständen der Bouquinisten entlang, kramte unter ihren Schätzen, fand unten am Quai Voltaire um wenige Sous alte Bücher, die ihm Freude machten, und allmählich sammelte er in seinen Zimmern wieder jene leise nach Moder duftenden Dinge, Boten vergangener Zeiten, wie sie für ihn seit seiner Kindheit immer einen Reiz gehabt hatten. So war alles in der schönsten Ordnung, und wenn Seiler am Nachmittag in der Fechthalle mit seinen Freunden das Fleuret übte, da waren seine Arme so frisch wie nie, seine Hand sicher, sein Auge frei. Auch Charlie gefiel ihm immer wieder. Nur es war jetzt doch ganz anders. Jetzt fragte sie

ihn nicht mehr in stiller Nacht: „Du, hast du mich denn wirklich lieb?" — Das war gewesen. Nun hatte sie die lässige Zärtlichkeit der Frauen, die ihre Schönheit, ihre Reize und vielleicht auch ihren Preis kennen.

Seiler fing in diesen Wochen wieder an, eine große Freude an den Menschen zu haben. Wenn Charlie abends ausging zu irgend einem jener leichtsinnigen Feste, hinter deren Ausgelassenheit sich so viele Langeweile verbirgt, saß er gerne auf dem Boulevard vor dem ruhelosen Café de la Paix, in dem sich die Fremden und Bummler aller Nationen zu treffen gewöhnt sind. Hier begegnete es ihm oft, daß er Menschen wiederfand, die der Zufall der Reise ihm irgend näher gebracht hatte, mit denen er auf einem Schiff zusammen gereist war, die seine Berliner Tage mitgemacht hatten, oder auch Wiener, die einen Schwall von Neuigkeiten aus jenem Kreise, mit dem er im letzten Jahre gelebt hatte, vor ihm ausbreiteten. Das alles war ihm eine angenehme Erregung, gab ihm die Möglichkeit, seine Gedanken aus dem engen Kreise pariserischen Klatsches, in den sie in den letzten Monaten eingezwängt waren, zu entfernen, und es gab ihm ein Gefühl von einigem Reichtum, wenn er so allmählich wieder das Bewußtsein bekam, mit wie-

vielerlei Menschen er verknüpft sei, in wievielerlei Lebenssphären er nun schon hineingeblickt habe, und über wievielerlei Dinge er mit all diesen Menschen und Menschlein sprechen konnte. So hatte er manchmal ein ganz krampfhaftes Interesse an den Details fremder Leben, und stundenlang konnte er mit irgend so einem Menschen, der ihm wesentlich fremd war, über die Mädchen sprechen, die sie gekannt hatten, und die nun Frauen geworden waren und ihre Männer betrogen, über die Ehen, die zerbrochen waren, und die anderen, die äußere Bande mühsam zusammen hielten, über die Gesellen, mit denen sie zusammen ihre Nächte verbracht hatten, und die nun in andere Lebenslagen geraten waren, kurz über all diesen Tand, der seine Seele nicht belastete und ihm in lächerlicher Weise das trügerische Gefühl gab, mitten in einem reich bewegten Leben zu stehen.

Es war schon tief im Winter, als Seiler wieder so einmal allein zum Café ging, an einem Fenster einen Platz ergatterte, und dann aus Kaffee und Kognak sich ein Getränk braute, das ihm half, die Nacht zum Tage zu machen. Er hatte sich umgesehen, aber es war noch zu früh am Abend, und in dem hellen Raume saß noch niemand von denen, die er gern gesprochen hätte. Er sah zum Fenster hinaus, an den Spaziergängern vorbei,

denen der Schnee vom Winde ins Gesicht geblasen wurde, sah den Mädchen und Frauen in die Augen, die nun, da es schon 10 Uhr war, eiligst in ihre Wohnungen, Mansarden oder in die leuchtenden Cafés wanderten. Aber für alles das hatte er keine Augen, er suchte einen Bekannten. Einen aus irgend einer anderen Stadt, einen, den er lange nicht mehr gesprochen hatte, und der ihm etwas Neues zu sagen hatte.

Er mußte lange warten. Aber dann trat plötzlich pustend und schnaubend und mit jähen ungelenken Bewegungen ein untersetzter Mann ins Café, den Seiler schon erkannte, bevor er ihm das Gesicht auch nur zugewendet hatte. Das war ja ein Wiener, das war Herr Wellhofer, ein Mann, in dessen Familie er vor Jahren oft zu Gast gewesen war, und von dem er dann bei seinem letzten Wiener Aufenthalt nur gehört hatte, daß die Frau gestorben sei, die beiden Töchter verheiratet. Herr Wellhofer aber sei nichts weniger als ein alter Mann, hatte man ihm gesagt, er hätte immer mit irgend einer Dame vom Orpheum eine zärtliche Beziehung, und zwar sei es immer das Orpheum, zu dem er nun einmal eine Zuneigung hatte. Im übrigen war Herr Wellhofer ein sehr reicher Herr, der seine Geschäfte mit kräftiger Hand immer zu einem glücklichen Ende führte

und in dessen Gesicht man immer eine heftige und unnachsichtige Energie geprägt finden konnte. Das war nun gerade der Mann, mit dem zu sprechen sich Seiler heute wünschte. Ein neuer Mensch. Und der wird ihm gewiß nichts von Familien erzählen und nichts von verliebten Frauen und vermutlich auch nichts von galanten Abenteuern. Seiler stand auf und klopfte Herrn Wellhofer auf den Rücken, als er sich eben niedersetzen wollte. Er nahm ihn dann mit an seinen Tisch, und sie tauschten jene ersten Sätze der Begrüßung, der Benachrichtigung über beider jetziges Leben, die es ihnen dann möglich machten, mit Sicherheit ihrer Laune nach zu sprechen.

Herr Wellhofer hatte sich in Wien gelangweilt und war deshalb nach Paris gegangen, so sagte er. Aber in seinen Augen war etwas, was diese Behauptung Lügen strafte. Er hatte nicht den Blick eines Menschen, der leichtfertige Unterhaltung sucht. Seine Stimme war auch merkwürdig hart, und er machte weit eher den Eindruck eines Geschäftsmannes, der einem Plan nachgeht, als eines Flaneurs, der sein gutes Glück sucht. Und Seiler war neugierig, ob es ihm denn nicht gelingen werde, dahinter zu kommen, was diesen Wiener nach Paris geführt hatte. Sonderbar genug nahm sich Herr Wellhofer ja hier aus. Er

hatte einen schweren und wolligen Anzug an, plumpe Schuhe; sein Gesicht war rot vom Frost, und seine Hände lagen immer schwer auf der Tischplatte, als müßte er in diesem Wirbel, der nun das Café zu füllen anfing, einen festen Halt haben. Dabei konnte man aber gewiß nicht sagen, daß er das Wesen eines kleinstädtischen Menschen habe, der sich nicht zu bewegen wagt, sondern er hatte vielmehr die Art eines Mannes, der in einer fremden Stadt seine Gewohnheiten nicht aufgeben will, und der in sich die Gewißheit trägt: Es wird auch auf meine Art gehen.

Natürlich fragte er Seiler, was er mache; denn für Herrn Wellhofer war es ganz ausgemacht, daß jeder Mensch irgend etwas machen müsse, nicht gerade ein Geschäft oder einen Beruf, aber doch irgend etwas, wenn es auch nur ein Verhältnis mit einer Schauspielerin war, das den Menschen braucht, seine Gedanken abzieht, sein Leben formt. Seiler lächelte, und doch, — er mußte diesem Menschen, dessen Augen etwas Eindringliches hatten, Bescheid geben und sagte ihm also: „Ja, ich mache schon etwas — ich warte. Das ist nämlich eigentlich mein Beruf, seit ich auf der Welt bin. Ich weiß nicht, ob Sie mich begreifen werden, aber sehen Sie, ich bin immer so wie die Leute, die im Caféhaus sitzen und ein

Rendez-vous haben, und der andere kommt nicht. Sie trinken dann noch einen schwarzen Kaffee und lesen alle Zeitungen, die es gibt. Das ist oft ganz amüsant. Sie finden einen netten Witz, eine hübsche Zeichnung, und wenn sie sich um jeden Preis bilden wollen, so gibt es immer irgend so ein belehrendes Feuilleton, das ihnen zu denken gibt. Aber sehen Sie, trotzdem fällt es doch weder Ihnen noch mir ein, jemals so ins Caféhaus zu gehen und alle die Zeitungen durchzustudieren. Dazu sind wir doch nicht die Menschen. Wir tun's nur, weil wir warten, als etwas, das einen leeren Zeitraum hübsch ausfüllt. Sehen Sie, so lebe ich. Wenn mich heute jemand fragt: Sagen Sie, ist das Ihr ganzes Leben, daß Sie am Vormittag am Seineufer entlang gehen und nach Ihren Büchern suchen, oder mit einem Trödler über die Münze des Papst Leo des soundsovielten ein Gespräch führen, und daß Sie dann um fünf Uhr bei Ihrer Geliebten sitzen, und daß Sie sich dann nach dem Diner mit allen möglichen Menschen zusammensetzen und das gleichgültigste Zeug reden? Ja, sehen Sie, wenn mir das einer sagt, dann werde ich ihn auslachen. Und hinter diesem Lachen wird dann eine große Wut auf mich selbst stecken, und außerdem werde ich mich schämen, weil ich nicht wissen werde, wozu ich auf der Welt bin. Denn ich tue ja alles

das nur, weil ich warte, daß irgend etwas geschehen wird, das mir eine andere Form des Daseins zeigt." . . .

„Na, Sie, Sie reden ja wie die Weiber! Tun Sie was, ein Geschäft, schreiben Sie ein Buch, machen Sie ein Caféhaus auf, werden Sie Reiseführer. Das Leben wird nicht zu Ihnen kommen, das müssen Sie suchen — von selbst kommt nichts."

Jetzt hatte Seiler wieder sein Lächeln; denn er konnte das nicht vertragen, wenn ihm jemand in seine mühsam ausgeklügelten Gedankengänge griff, oder ihm gar in sein Leben hineinreden wollte. Aber es half nichts, Herr Wellhofer ließ nicht locker.

„Sie reden ja nur so; eigentlich gefällt Ihnen nämlich die Herumsitzerei sehr gut. Natürlich, Sie führen ja ein Leben wie ein Gott!"

„Wie ein Gott! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen sage, Sie sind komisch. Können Sie sich vorstellen, wie ich mich langweile? Und dann, Sie sind genau so wie die Menschen, die einem sagen: Ihnen geht's gut, Sie haben ja eine Menge Geld. Ja, was hilft mir das Geld, wenn ich dafür nicht haben kann, was ich will? Unsere Kultur ist einfach noch nicht weit genug; es wird nicht gesorgt für die Menschen, die Geld haben. Das finden Sie natürlich lächerlich. Aber wenn ich einmal in der

Zeitung von einem Menschen lese, den man einen Geizhals nennt, weil er sein Vermögen zusammenscharrt und nichts davon ausgibt, das verstehe ich sehr gut. Es gibt nämlich keine anständige Möglichkeit, sein Geld los zu werden. Man muß es vertrinken, den Weibern in die Arme werfen, die auch nichts davon haben, kurz, man muß eine Menge Dinge tun, die tief unter dem Kulturniveau stehen, das unsereiner hat. Und dabei muß man sich schrecklich ärgern. Sehen Sie, heute früh, da habe ich meine Wohnung kündigen müssen. Ich habe da eine möblierte Garçonwohnung, 500 Francs den Monat, das ist gerade teuer genug. Aber dabei ist mein Waschgeschirr zerbrochen, und hinter den Goldkrusten der Salonmöbel liegt der Schmutz fingerdick. Da soll man sich nicht ärgern!"

„Na, Gott, ziehen Sie ins Hotel, ist auch nicht das schwerste Unglück, das einem geschehen kann. Mir hat man nämlich von Leuten erzählt, die keine Garçonwohnung für 500 Francs den Monat haben."

„Ins Hotel! Es gibt ja keine Hotels, es sind ja alles Zellengefängnisse! Wissen Sie ein Hotel, wo ein Mensch, wenn er nicht im Tag 100 Francs ausgibt, ein anständiges Zimmer haben kann, in dem er seine Bücher unterbringt, in dem man

einen Gast haben kann? Wissen Sie ein Hotel, in dem nicht 500 Menschen sind, wenn es überhaupt etwas taugt? Ja, sehen Sie, das sind so die Dinge, die man bei uns tun müßte. Große Hotels bauen, aber nicht für die Handlungsreisenden, und nicht für die Milliardäre oder Hochzeitsreisenden mit Prunkzimmern, sondern einfach für die Menschen, die ein paar Monate in Paris und ein paar Monate in London und vierzehn Tage in München und drei Stunden in Wien sein wollen, und die weder einen großen Luxus brauchen, noch auch auf ihre Bequemlichkeit verzichten wollen, und die nicht das Gefühl haben möchten, in einem Taubenhaus zu sitzen. Das müßten Hotels sein, die nur eine bestimmte Klasse von Menschen besuchen kann. Sehen Sie, sagen wir Hotels, für die man sich Eintrittskarten kauft. Es wird eine Gesellschaft gegründet, und die verkauft Ihnen für drei Monate Leben. So ungefähr wie das der Cook mit seinen Hotelcoupons macht. Aber sehen Sie, der macht es ja nur für die Proletarier der Reisenden. Kommen Sie mit so einem Hotelcoupon, da werden Sie im guten Hotel ins letzte Zimmer gesteckt, wenn man Sie nicht hinauswirft. Aber in unseren Hotels, in den Hotels der Gesellschaft, die zu gründen ist — eine Kulturnotwendigkeit, sage ich Ihnen — wird es überhaupt

nur solche Menschen geben, die mit den Coupons kommen. In jeder großen Stadt ist dann einfach so ein Kulturhotel mit ein paar Villen auf dem Land draußen, und dann gibt's natürlich auch Hotels in den Seebädern, und auf dem Montblanc wird eins gebaut, und da nehme ich mir einfach in London bei der Zentralstelle ein Buch, da steht drin: Herr Soundso hat soundsoviel gezahlt, und dafür kann er in allen unseren Hotels in der ganzen Welt bis zum soundsovielsten leben. Sehen Sie, wenn es dann solche Hotels gibt, dann wird man reisen können. Denn diese Zentralstelle in London wird sehr vornehm sein, denn es ist teuer, und es gibt nicht verschiedene Preise, also nicht verschiedenwertige Gäste. Und da wird irgend ein sehr gescheiter und feiner Mensch im Bureau sitzen, und wenn dann ein schmieriger Mensch kommt und sagt: Ich will mir für sechs Monate eine Hotelkarte kaufen, da wird er sagen: Bedauere sehr, unsere Hotels sind komplett, und dasselbe wird man in allen anderen Bureaus tun. Und in diesen Hotels selbst würden dann auch Familien wohnen können, und das werden dann einfach mit der Zeit die Wohnstätten für die neuen Menschen werden. Natürlich nur für die, die sehr viel Geld haben. Alle Raffinements werden ausgeführt werden müssen. Die Gesellschaft wird sich ihre eigenen Hotels

bauen, so, wie's der Fremde und so, wie's der braucht, der lange in einer Stadt bleibt. Und man wird die Zimmer nicht alle kasernenmäßig gleich ausstatten, sondern das eine so und das andere so, und der Gast wird seiner Individualität nach in einem modernen englischen Zimmer wohnen oder in einem Rokokosalon. Sie werden sehen, einmal macht das noch irgend jemand, das wird dann so eine Art Versicherungsgesellschaft für die Menschen werden, die wissen, sie haben soundsoviel zu verzehren, und wollen das auf eine elegante und bequeme Art tun, ohne sich zu ärgern. Ein gescheiter Nervendoktor wird dann nicht mehr sagen: Gehen Sie in eine Kaltwasserheilanstalt, sondern: Kaufen Sie sich eine Hotelkarte! Wir werden das mit einer Versicherungsgesellschaft verbinden, und mit der Zeit wird das immer großartiger werden. Das ist ja natürlich eine Frage von vielen Jahren, aber es wird dahin kommen müssen, daß wir in Ägypten und Kleinasien und bei der Wüste Sahara solche Hotels haben, Kulturoasen, mit unseren eigenen kleinen Städten ringsherum und mit unseren eigenen Schulen. Kurz, wir werden Kolonien bauen."

„Sie, mein Lieber, Sie träumen. Ihr werdet keine Kolonien bauen, und wenn Sie heute zwei Millionen hergeben und anfangen, das zu

machen, dann stehen nach drei Jahren in der Wüste Sahara und in Kleinasien ein paar Ruinen, die so ausschauen, als hätte vor 200 Jahren irgend so ein schwarzer Fürst sich einen Harem bauen wollen, und dann sind ihm die Weiber davon gelaufen. Aber das mit den Hotels in jeder Stadt, so für vornehmere Leute, die sich nicht streiten wollen, was ein Zimmer kostet, und was eine Wohnung kostet, und die ungestört von London nach Marienbad reisen wollen — sehen Sie, das hat was für sich, das habe ich mir nämlich auch schon gedacht. Sehen Sie, ich komme von München. Da gibt's auch keine anständigen Hotels. Was hilft mir der Speisesaal mit den großen Spiegeln, wenn in meinem Zimmer nur das gewisse Bett und das gewisse Nachtkastl steht, und wenn ich mir beim Briefschreiben die Finger schmutzig mache. Und dann am nächsten Morgen muß ich mich mit der Rechnung giften. Sehen Sie, so ein bisl wie der Cook mit seinen Coupons, aber da haben Sie schon recht, großartiger und mit eigenen Hotels, wo man eben nix als diese Coupons nimmt. Das sollte man schon machen; wenn man das vernünftig anpackt, dann kann schon was draus werden. Aber natürlich, Ihre Kolonien und Ihre Schulen bauen wir net. Sie, hören Sie, ich möchte grad was machen; davon reden wir noch einmal. Ich

bleib jetzt eine Weil da, und da kann man sehen, was draus wird."

„Was draus wird! Sie haben einfach keine Energie, gewiß wird was draus! Aber wir werden's nicht machen, irgend so ein amerikanischer Herr wird's machen. Diese großen Organisationen, ja, denen gehört die Welt. Aber dazu darf man nicht so schön wienerisch sprechen, wie Sie das tun, und hier in Paris, da geht's auch nicht. Sehen Sie sich die Frauen an, die Herren! Wo sollen wir das Geld hernehmen zu solchen Dingen? Wenn einer 500 Francs hat, dann schenkt er seiner Geliebten ein neues Kleid, und da das 1000 Francs kostet, hat er noch 500 Francs Schulden. Und zwischen diesen Frauen geht unser Leben dahin. Was hilft uns das alles! Wir haben hundert gehabt oder zweihundert, von allen Sorten, dann haben wir uns ein paar erzogen, haben aus dem kleinen Mädchen die große Dame gemacht, und dann wachsen sie uns über den Kopf, und es bleibt gerade so viel übrig, daß ich mit Ihnen im Caféhaus sitze und Ihnen erzähle, was man machen könnte. Ja, in London, sehen Sie, in London, da geht so was. Was bedeuten da die Courtisanen! Einen Zeitvertreib am Samstag Abend, wenn man nichts zu tun hat. Und die verheirateten Leute, die sitzen eben den ganzen Tag in der Stadt und kommen

erst am Abend zu ihren Frauen nach Haus. Da kann man Pläne haben, da kann man sie auch ausführen. Sehen Sie? wenn ich die Sache einmal doch mache, dann gehe ich nach London."

„Na, alsdann gehen Sie nach London! Sie, in London, da habe ich einen famosen Geschäftsfreund, einen ganz famosen Kerl. Um halber eins in der Nacht wird er ja net mit Ihnen im Caféhaus sitzen, und lang reden wird er mit Ihnen auch net. Aber Sie, ich hätt' a Schneid darauf, mit Ihnen nach London zu gehen. Aus der Sach' könnt' was werden."

Seiler wurde aufmerksam. Er hatte bis jetzt an dem Herrn Wellhofer eigentlich vorbeigeredet und sich nur an seinen eigenen Worten gefreut. Der ganze Plan war ihm im Reden gekommen. Er hatte früher nie eine Stunde lang daran gedacht, und jetzt sah er plötzlich, wie dieser energische Mensch mit ganz festen Augen ihn ansah und allen Ernstes daran gehen wollte, etwas davon ins Leben zu setzen. Sollte er nun wirklich . . .

„Also Sie, was meinen's, reisen wir nach London! Ich hätt' jetzt grad gut Zeit."

Diese Stimme hat etwas Zwingendes. Und die Hände des Herrn Wellhofer klammerten sich an die Marmorplatte des Tisches, als könnten sie diesen eingeschraubten schweren Tisch mit einem

Ruck wegschieben, wenn er nur wollte. Seiler stand auf.

„Na, also, wenn Sie wollen, ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht in London im Hydepark spazieren gehen soll statt in Paris im Bois. Also meinetwegen reisen wir.“

„Also schön, dann reisen wir, aber Sie, mit dem Spazierengehen, da wird's nix.“

Sie waren beide aufgestanden. Seiler begleitete den neuen Kompagnon die paar Schritte bis zum Hotel, und am nächsten Abend wollten sie sich auf dem Bahnhofe treffen.

Seiler pfiff ganz lustig, als er dann den Boulevard entlang ging. Das war doch sehr komisch, daß er jetzt nach London reisen sollte und ein großer Geschäftsmann werden. Aber es hatte etwas Verlockendes. Es strömte etwas wie Kraft durch seinen ganzen Körper, und es reizte ihn, in seinem schweren Pelze die Arme zu recken, und zu sehen, ob er noch die volle Kraft seiner Muskeln hätte. Es schoß ihm dann auch der Gedanke durch den Kopf, daß er sichs ja morgen wahrscheinlich überlegen wird und nicht nach London reisen und nicht die große Hotelgesellschaft begründen. Aber es war seltsam, daß ihm dieser Plan denn doch weniger ein Luftschloß schien als alle jene, die er in den früheren Jahren auf schwankem Grunde getürmt

hatte. Und dann, es war doch hübsch zu denken, daß er mit so vielen Menschen in einer wirklichen und nützlichen Beziehung sein werde. Kurz, als er schlafen ging, war es ganz gewiß, wenigstens für heute Nacht, daß er nach London reist.

Und so seltsam dies klingt — Seiler reiste. Er war den ganzen Vormittag über beschäftigt, seine Münzen in Watte zu hüllen, in Kisten zu packen, an seinen Bankier Briefe zu schreiben, seiner Schwester mitzuteilen, daß er in einer geschäftlichen Sache nach London reise. Das machte ihm unendlichen Spaß, sich vorzustellen, was seine Schwester sich bei dieser Geschäftsreise eigentlich denken mochte. Und dann nahm er ganz allein einen Wagen, fuhr hinaus ins Bois de Boulogne und aß an einem kleinen Tisch in diesem allervornehmsten Pavillon d'Armenonville das eleganteste Frühstück, das man nur irgend haben konnte, grüßte nach rechts und links, aber sagte keinem Menschen etwas von seinen Reiseplänen und fuhr nach Haus, wo die gepackten Koffer in der Mitte des Zimmers standen. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er noch vor der Abreise zu Charlie gehen könnte. Er zündete sich eine schöne Cigarette an und schrieb einen kleinen hübschen Brief, bei dem er sich immer dachte: Diesen Brief schreibe ich ja eigentlich nur für mich; denn das einzige, was

für Charlie eine Bedeutung hat, ist der nette und freundliche Check, den ich dem Brief beilege, und die Kleine wird einen halben Tag lang weinen, weil es doch gar so ein unangenehmes Gefühl ist, plötzlich allein zu sein, und dann kommt der große Bankier mit der dicken Brieftasche und hat übermorgen die besterzogene und vielleicht auch hübscheste Courtisane von Paris. Und daß ich sie ihm erzogen habe, ist doch ein erfreulicher Gedanke.

London



In London war Gustav Seiler schon früher einmal gewesen. Davon hatte er die sonnige Erinnerung an helle und freundliche Junitage, das Bild eines reichen und dennoch in schöne Formen gekleideten Lebens, die Vorstellung einer hohen gesellschaftlichen Kultur. Es war damals kaum geschehen, daß ihm der Eindruck der großen Kontraste, die das Wesen dieser merkwürdigen Stadt ausmachen, eindringlich zum Bewußtsein gekommen wäre; denn er war in der Zeit der höchsten Saison da gewesen. Er hatte in einem großen und eleganten Hotel gewohnt, hatte seine Empfehlungen bei den besten Leuten der Stadt abgegeben und war dann mit in den Kreis ihrer Vergnügungen gezogen worden. Er wußte also von London wenig mehr, als daß im Juni die Sonne auf eine wunderbar helle Art über das dumpfe Grün im Hyde-

park die schönsten Lichter breitet, daß in großen Zügen schön gekleidete Frauen mit gut getragenen Körpern und hoch gehobenen Köpfen ihren Weg dahin gehen, daß der Ton der Geselligkeit durch seine große Etikette sogar eine schöne Zartheit annimmt, und daß er keinen Abend frei gehabt hatte und sich immer wieder, wenn es Nacht war, in einer Fülle von vornehm gekleideten Menschen befunden hatte, die diese Sommernächte dazu benutzten, um nach dem langen Winter, der sie voneinander geschieden hatte, ihre Freude an Musik, an dem Glanze der Oper und dann wieder an Tanz und Flirt zu haben. Er wußte also wenig mehr von dieser Stadt, als daß in den Museen eine unsägliche Fülle von Schätzen aufgespeichert war, und daß es außerdem in keiner Stadt so viele Sammler gebe, in deren Häuser ihm ein freundlicher Brief Eintritt verschaffen konnte, und die ihm dann mit einer stillen Freude und oft wirklich erstaunlichem Wissen ihre Schätze zeigten und von ihren Erfahrungen Mitteilung machten. So merkwürdig es auch ist, daß einer monatelang in London leben kann, ohne es zu merken, daß für diese Stadt anderes Bedeutung habe als Gemmen, Kameen, seltene Münzen und schöne Bilder, es war für ihn doch so gekommen, daß zwischen den paar großen Klubs, den Häusern seiner Freunde

und einigen Sonntagen am Lande, oder einer Fahrt über den River in seiner Erinnerung nichts zurückgeblieben war. Gewiß war er auch damals einen Augenblick lang erstaunt, ja starr und förmlich erschrocken gewesen, wenn er, aus einer der großen Straßen im Westen heraustretend, plötzlich an einer Kreuzung in kleine enge Gäßchen hatte blicken müssen, deren Damm Abfälle, verfaulte Früchte und schmutziges Grünzeug bedeckte, in denen halbnackte Kinder spielten, und über denen der Geruch unendlich elender verkommener Menschen lag. Auch hatte er ja übrigens, wie dies nun schon der Zwang des Reiseführers erforderte, eines Abends mit neugierigen Augen die Schrecken des East-End in sicherer Begleitung eines Detektives kennen gelernt. Aber das alles war gleichsam an ihm vorbeigeflogen, schien ihm, wenn er es sich auch selbst nie zugestanden hatte, so wie ein merkwürdiges Schauspiel, gewiß aber nicht, wie etwas, was das Wesen der Stadt und ihres Lebens ausmacht. Denn noch mit vielem anderen war es ihm damals so gegangen, daß er wußte, daß es da ist, daß es aber nicht zu seinem Gefühl gekommen war. Wenn er abends diese großen und reichen Männer, deren Wirksamkeit weit über das Inselreich hinaus manchmal die Kolonieen umspannte, in deren Geschäftsbetrieb Indien nicht mehr be-

deutete als dem Wiener Prag oder eine andere Provinzstadt, wenn er also mit einem dieser Menschen gesprochen hatte, da mußte er es ja wissen, was dies für ein anderes und kräftigeres und stärkeres Geschlecht sei. Aber trotzdem, es war ihm nicht zum Gefühl gekommen, und wenn er in den Jahren, die dann folgten, und eben jetzt wieder, während er über den Kanal fuhr, sich seine Gedanken über das Land, das nun seine Zukunft formen sollte, machte, da war er immer erstaunt gewesen über diesen Gegensatz zwischen seinen Eindrücken und seinem Wissen, den er sich kaum erklären konnte.

Nun war es anders. Jetzt waren nicht mehr die Tage des Juni, in denen ein helles und freundliches und bewegtes Leben den Westen dieser Stadt zu einem großen Hause der Vergnüglichkeiten macht, nun war es Dezember, schwerer, dumpfer Dezember. –

Schon in dem eiligen Zuge, der sie von Dover nach der Stadt selbst brachte, kam ihn ein Frösteln an, und er sah mit Verwunderung zu seinem Reisebegleiter hin. Herr Wellhofer war nicht weiter erstaunt. Er kannte ja London nicht anders als in solcher Gestalt, als den unfreundlichen und herben Ort der Geschäfte. Gustav bemühte sich, aus den beschlagenen Fenstern hinauszublicken;

aber er konnte nichts sehen. Es war schon spät am Morgen; aber der Nebel lag dicht über der Stadt, und je näher sie ihrem Ziele kamen, desto undurchdringlicher wurde die Luft. Schon war, wenn man atmete, von dem frischen Zuge des Meeres nichts mehr zu spüren, und Gustav mußte seinen Atem anhalten, weil ihn der saure Geschmack dieser Luft zu ersticken drohte. Als sie in Charing Croß Station ankamen, traute er seinen Augen kaum. Wie im Sommer standen unmittelbar neben dem Bahnsteig die offenen graziösen zweirädrigen Wagen, diese „Hansoms", die er so liebte, deren Führer so elegante Gentlemen sind und die in unendlich langen Zügen immer vor den Theatern abends warteten. Und wenn man einen flüchtigen Blick hineintat, sah man Herren im Frack und Damen in ihren ausgeschnittenen Ballkleidern, um den Hals Juwelen, und in den Augen ein glitzerndes Funkeln von Festesfreude. Nun schienen selbst die kleinen Pferde, die diese hohen Wagen zogen, traurig zu sein, und nur die flimmernden Laternen sah man in dem Dunkel der Winternacht. Aber es war ja gar nicht Nacht, es war Tag, und plötzlich war es Gustav, als müsse sein Herz stillstehen, als könne er gar nichts anderes tun als umkehren, weg, eiligst weg aus dieser Stadt, die ihm unbekannt und fremd war, als sei er nie hier gewesen.

Aber schon saß er drinnen in einem Cab, Herr Wellhofer an seiner Seite, und nun fuhren sie mit klingelnden Glocken aus dem Bahnhofe heraus, durch die Straßen zu ihrem Hotel. Gustav beugte den Kopf weit aus dem Schlage heraus, als müsse er denn endlich ein Wiedererkennen feiern mit dieser Stadt, in der er doch Wochen und Wochen verlebt hatte; aber selbst, wenn er Bekanntes wiederfand, so schien es, als sei dies alt geworden, alt und schmutzig, während er es in der Jugendzeit gekannt hatte. Ja, da war das große Hotel, in dem er oft nachts gewesen war, da das große Reisebureau von Cook, da der Bankpalast des Crédit Lyonnais, und nun waren sie auf Trafalgar Square, und nun bogen sie zum Pall-Mall ein — ja, er kannte diese Straßen, er war oft hier gegangen, und doch, er kannte sie wieder nicht, sie waren ja anders, so wie die Menschen, die er nun plötzlich zu betrachten und zu erkennen anfing, und die an dem Wagen vorbeieilten, oft rascher als das Pferd, das sie zog, die einander mit den Ellbogen stießen, und wenn sie sich kannten, kaum zunickten; denn sie eilten ja ihrem Leben zu, ihrem Geschäft.

So kam er in sein Hotel in einer sonderbaren Erregung, die sich auch nicht legte, als er dann das bekannte Zimmer wiedersah, in dem er schon

einmal gewohnt hatte, als er allen den Komfort wiedersah, der ihn so beglückt hatte damals, und der ihm heute nur neue Gedanken erweckte, Pläne von Reformen, wie das bei ihm in dieser neuen und großen Hotelgesellschaft anders werden sollte und anders werden mußte. Und während er sich wusch und dann hinunterging zum Frühstück, arbeitete sein Gehirn, und als dann Herr Wellhofer wiederkam, wußte er ihm von neuen Dingen zu sagen, die unbedingt eingeführt werden müßten, von Telephons, die in jedem Zimmer sein müssen, und von denen aus man in die ganze Welt müsse sprechen können, von einem pneumatischen Briefaufzug, der aus der Portierloge in jedes Zimmer führen müsse, damit man nicht immer wieder den Zimmerkellner nach seiner Post zu schicken habe, und plötzlich war er und sein Begleiter mitten drinnen in den Details ihrer Unternehmung. Phantastisches trat immer mehr zurück, und sie waren noch keine Stunde in dieser Stadt, als auch Seiler schon das große Fieber der Tätigkeit erfaßt hatte, und er nun selbst nichts mehr bemerkte davon, daß alles um ihn ein fremdes Leben führe, eines, das ihm selbst noch vor wenigen Tagen häßlich und leer erschienen wäre. Und er nahm sich kaum die Zeit, seine Mahlzeit zu vollenden, als er auch schon unterwegs war

auf der Suche nach Männern, die er vor Jahren gekannt hatte, und die ihm nun beistehen sollten bei der Gründung seiner Gesellschaft. Und während er mit der Stadtbahn unter der Erde dahinfuhr, während er sich dann eiligst auf einen Omnibus schwang, um in der City weiterzukommen, schwirrte in seinem Kopfe eine Fülle von Plänen, und in deren Mittelpunkt formte sich nun auch schon der Name, der Titel dieser großen neuen Gesellschaft, und er wußte nun, daß sie „Cosmopolitan Hotel-Society" heißen müsse und die ganze Welt umspannen.

Noch geschah es ihm jetzt auf einen kurzen Augenblick, daß er lächeln mußte, während er nämlich im Eisenbahnwagen saß, auf seinen Knieen ein Pack Zeitungen, den er sich gekauft hatte, weil das alle Menschen um ihn herum taten, und keiner ohne dieses Blatt bedruckten Papiers zu sehen war, da war es ihm einen Augenblick lang, als säße da ein fremder Mensch, der gar nicht er selbst sei, und er säße nebenan und sähe zu, was der Kauz denn eigentlich anfinge, und was dieser Tor sich einbilde, das er unternehme. Es schien ihm einen Augenblick lang so unsagbar komisch, daß er, dessen Leben bisher dem Leichtsinn gehört habe, nun ein Millionenunternehmen gründen und leiten solle, und dann war es auch eine

Sekunde lang, als ob sich unter irgend einer geheimnisvollen Macht der Umfang dieses ganzen Unternehmens verkleinere und verzerre, und es schien ihm, daß ja alles, was er plane, nichts sei als eine geringe Krämerei, gewiß nichts, was irgendwie neu sei, irgendwie mit der Kultur zu tun hätte. Aber alles das zog nur eine Sekunde lang durch sein Hirn, war wieder fort und verschwunden, als er es eben erfaßt hatte und nun prüfen wollte. Und dann baute er weiter an seinem Plan. Und er war belebt von großem Eifer und einem seltenen Tätigkeitsdrang, als er dann mit den Männern sprach, die aufzusuchen er gekommen war.

Er erstaunte auch nicht weiter. Als alle diese Menschen nach den ersten Begrüßungsworten nun einen ganz anderen Ton zu ihm hatten als vor Jahren immer. Er fand es selbstverständlich, daß sie ihn eine Sekunde, nachdem er ins Zimmer getreten war, ganz rund heraus nach seinen Plänen, Wünschen, und was sie für ihn tun könnten, fragten, und die Offenherzigkeit und Schnelligkeit, mit der verhandelt wurde, drängten sein Blut zu immer größerer Geschwindigkeit. Niemand wies ihn ab, niemand nannte ihn einen Phantasten, wie er hatte fürchten müssen. Unter seinen eigenen Freunden war ja kein einziger, der selbst an diese Unterneh-

mung hätte denken können; aber sie nannten ihm neue Menschen, wiesen ihm Wege, griffen nun selbst mit geschickten und festen Händen in seine Pläne ein, und es war ganz selbstverständlich, daß er noch am selben Tage zu jenen anderen Leuten gehen mußte, die man ihm nun nannte, und von denen der eine oder der andere seiner Idee hätte nähertreten können. Es war ein Tag voller Gespräche, die alle immer den Kern seiner Wünsche trafen, ihn nie zu Ruhe kommen ließen und zwangen, im Augenblick zu erfinden, Möglichkeiten wahrzunehmen, an die er früher noch gar nicht gedacht hatte, seine Pläne umzugestalten und auszudenken, während er sprach. Denn alle diese City-Menschen dachten an Einzelheiten, von denen er sich noch gar keine Vorstellung gemacht hatte.

Als Seiler abends ins Hotel zurückkam, wo er Wellhofer treffen wollte, da war es ihm, als seien Monate vergangen, seit er des Morgens das Haus verlassen hatte. Zum ersten Male seit vielen Jahren vergaß er es nun, abends seine Kleidung zu wechseln, und erst, als er in dem großen und lichten Speisesaal saß, fiel es ihm ein, daß er noch seinen Reiseanzug trug, in dem er des Morgens angekommen war. Auch Wellhofer hatte seine Wege gemacht, bedächtiger, langsamer, weniger erregt; denn ihm war es ja nichts Neues, einen

Plan in wenigen Tagen oder Wochen in Wirklichkeit umzusetzen. Er hatte bereits jene Ruhe, die Seiler noch ganz fehlte. Aber es schien wahrhaftig, als hätte keine Idee auf einen fruchtbareren Boden fallen können als diese, an der sie nun arbeiteten. Auch Wellhofer hatte schon Männer gefunden, die dem Plane näher treten wollten, und bald war dieses ganze Unternehmen, für die beiden wenigstens, nicht mehr wie hinter einem Schleier, wie etwas, an das man selbst nicht glaubt, und das nur wenige Möglichkeiten hat; sondern schon schien es, als müsse in wenigen Tagen das erste Ziel geformt werden, das erste Fundament ausgegraben, der erste Bau begonnen.

In der Tat machten die Vorbereitungen die besten Fortschritte, und schon war eine Limited Society gegründet, ein Teil des nötigen Kapitals sichergestellt. Seiler und Wellhofer selbst beteiligen sich mit ziemlich großen Summen, und ein Konsortium englischer Finanzleute wollte den Rest der notwendigen Kapitalien einzahlen. Als Organisator war neben den beiden Gründern ein Amerikaner gewonnen worden, der selbst schon an der Spitze einer Unternehmung gestanden war, die eine Reihe von großen Hotels in London und New York hatte, und nun hing alles davon ab, in möglichst kurzer Zeit das Geld, das man ihnen ver=

sprochen hatte, auch wirklich flüssig zu machen, den Umfang der Unternehmung in Einklang mit den Mitteln zu bringen, um dann sofort mit der Arbeit beginnen zu können. Schon stand man mit einem der größten Londoner Hotels in Unterhandlung; denn man mußte ja doch mit einem fertigen Hause beginnen, während gleichzeitig andere neue gebaut werden sollten. Dann unterhandelte Seiler auch mit dem und jenem Reisebureau, das man zu Vertretern der Unternehmung machen wollte; und dann mußte bestimmt werden, in welchen Orten die Sommerhotels einzurichten wären und . . . aber alles das trat noch zurück hinter den eigentlichen Finanzplänen, der Frage, die ja schließlich noch immer ungelöst war, mit wieviel Kapital denn man eigentlich anfangen solle, auf welcher Basis das Unternehmen ins Leben rufen. Die ganz großen Pläne zu verschweigen, hatte Seiler ja schließlich gelernt. Er hatte in seiner Stimme allmählich einen nüchternen und ruhigeren Ton gefunden, ja er hatte jetzt sogar schon etwas von dem kühlen und gemäßigten Tempo des Gesprächs, das alle um ihn herum hatten. Er ließ sich nicht mehr fortreißen, und nur noch manchmal abends, wenn er mit Wellhofer allein war, arbeitete sein Temperament und ergoß sich in ausschweifenden Vorstellungen von all den Dingen, die um die

Hotels herum gemacht werden sollten, dem neuen und kultivierteren Leben, das man in ihnen werde führen können. Und es war alles in die nahe Zukunft gerückt.

Nach vier Wochen Arbeit trat plötzlich eine Stockung ein. Die beiden wußten selbst nicht wie es kam, noch hatte sich niemand zurückgezogen, und schon waren ja Vorverträge abgeschlossen worden. Aber in den Gang der Verhandlungen war eine Zögerung gekommen, und fast bei jeder Besprechung trat der Einwand auf, „ja, das alles erfordert so viel Kapital, zweimal, dreimal mehr als wir bisher haben.“ Und nun schien es plötzlich, als wüchse für die Unternehmer trotz aller Bedächtigkeit der Plan über das hinaus, was sie jetzt wollten und als schlüge sie so die Größe des eigenen Planes tot. Nun wurde auch Wellhofer manchmal verzagt, und einmal, als sie abends aus der City von einer langwierigen und nutzlosen Besprechung heimkamen, sprach er in allem Ernste davon, den ganzen Plan sinken zu lassen oder doch wenigstens zu verzögern. Und Seiler ging in einer augenblicklichen Niedergeschlagenheit neben ihm her und marterte sein Hirn nach einem neuen Auskunftsmittel; denn nun kam es ihm plötzlich vor, als hinge an diesem Unternehmen sein Leben, als wüßte er gar nicht, wie er weiterexistieren

könnte, wenn daraus nichts werden sollte. Er ließ Wellhofer abends allein, setzte sich in ein Variété und sah den Akrobaten zu; aber das alles war nun nichts mehr für ihn, gar nichts, und er hastete wieder weg und ging lange des Nachts allein herum auf der Suche nach einem Einfall, der die Rettung bringen soll. Und am nächsten Morgen eilte er wieder fort, wiederum von einem zum anderen jener Menschen, die man ihm genannt hatte. Und nun kannte man ihn ja auch schon; denn trotz aller Geheimhaltung war im Kreise der Unternehmer der Plan bekannt worden.

Nach wenigen Tagen war die unglückliche Stimmung wieder vorbei. Es hatte sich ein neuer Finanzmann gefunden, der an die Sache herantreten wollte, und wenn es diesmal etwas wurde, dann war ja wirklich alles sicher. Und so kam ein Abend, da ein großes Diner im Trocadero-Restaurant die bedeutendsten Teilnehmer versammelte, und in der Mitte des Tisches saß ein kleiner und magerer Herr mit glattem Gesicht und silbergrauen buschigen Haaren, Mr. Smith, auf dem alle Augen jetzt ruhten. Links an seiner Seite saß Seiler, und in seinen Pulsen schlug das Blut heftig. Er wunderte sich, mit welchem Eifer und welcher Hingebung dieser kleine magere Herr die Austern aß, den gerösteten Fisch und zwischen-

durch immer neuen Claret in sein Glas goß und dabei schweigsam nach den Gesprächen hörte, die um ihn herum geführt wurden, und eigentlich nur ihm galten. Denn dieser kleine Herr, dessen Name Smith war, ganz einfach Smith, war ein berühmter Mann in diesem Kreise, in dem man das Gold jagte; es war Herr J. S. Smith aus der Firma J. S. Smith und H. M. Smith, und man nannte ihn Herrn Smith, den India-Rubber-Smith. Denn India-Rubber war das Schlachtfeld gewesen, auf dem er sich seine Berühmtheit erworben hatte. Und man konnte im ganzen Umkreise von Wall-Street oder der „Bank" dieses Wort nicht aussprechen, ohne daß die Vorstellung dieses kleinen nüchternen Menschen vor den Augen der erhitzten Jobber erschien. Denn das war doch eine wundervolle Sache gewesen, wie dieser Mann in einer verzweifelten Spekulation schließlich am Ende seiner Kräfte zu stehen schien, wie alle geglaubt hatten, nun werde er ein schmähliches Ende nehmen. Denn es war ja klar, daß dieser ganze Bestand an Kautschuk und Hartgummi, auf dem das große Aktienunternehmen fußte, vielleicht nicht so groß war wie der Vorrat eines Krämers, daß die Waldungen, die in der Bilanz mit vielen Millionen angeführt waren, vielleicht nur auf der kleinen Bodenskizze existierten, die auf allen Prospekten aufgezeichnet

war, und daß man es in wenigen Tagen auf den Börsen in New York und London wissen werde und der große Krach dem großen Schwindel folgen müsse. Aber dann, wie kam es, daß Smith unter all den Gerüchten ruhig hin und her ging, und während alle sogenannten klugen Köpfe schon gegen die India-Rubber Company spielten und à la baisse spekulierten, immer heftiger und mutiger im Gegenkampfe wurden, daß Smith alles anhäufte, was er von Aktien bekommen konnte? Und während trotzdem der Kurs kaum in die Höhe gehen wollte, kaufte er immer weiter und weiter, ließ durch seine Agenten auf allen Börsen kaufen, kaufen — keiner verstand es. Bis dann schließlich am Tage der Abrechnung der ganze ingenieuse Plan aufkam, wie er damals zum ersten Male ausgeführt wurde, daß nämlich alle die Spekulanten gegen Smith die Aktien, die sie in der Contremine hatten, nicht aufbringen konnten, „eingeklemmt" waren, wie man im Jargon der Börse sagt, und sich nun auf Gnade und Ungnade ergeben mußten, diesem kleinen Herrn Smith ergeben mußten, der nun die Kurse diktierte, unter denen er verkaufen wollte. Denn nun waren es ja Tage, bis die Sachverständigen zu einer Prüfung der Bestände kommen konnten, Wochen, bis man aus Zentralamerika hören konnte, ob die Gummiwälder wirklich exi-

stierten, und inzwischen mußten die großen Leute an der Börse ihre Verpflichtungen einhalten, mußten die Aktien abliefern, die sie gegen ihn gespielt hatten, und die sie gar nicht besaßen — mußten sich also von Smith die Kurse diktieren lassen. Und dieser kleine Mann war zwei Tage lang der Schrecken der Börse, die ältesten Häuser zitterten; denn nur an ihm lag es, sie zu zerschmettern. Keine einzige Aktie war mehr auf dem Markte zu finden, sie alle lagen in den eisernen Schränken der Gesellschaft selbst, und viele Hunderttausende waren an diesem Abrechnungstage abzuliefern. An diesem Tage wurde Smith der Mann der vielen Millionen, an diesem Tage wurde er der König der Börse. Und keiner fragte sechs Wochen später danach, daß die ganze India-Rubber Company plötzlich liquidiert wurde, daß den wenigen Besitzern von Aktien, die noch irgendwo über die Welt verstreut waren, ihr Kapital mit Zinsen und Dividende zurückgezahlt worden, und daß man nie mehr fürderhin etwas davon hörte, was aus den Gummiwäldern geworden sei oder aus den Stößen blauer Aktien, die einen Tag lang das gesuchteste Papier der Börsen in London und New York gewesen waren. Diese Geschichte der India-Rubber Company und dieses kühlen Herrn Smith, der ein Napoleon der Aktien geworden war, schwebte

gleichsam über der ganzen Gesellschaft im Trocadero-Restaurant, während das Diner seinen feierlichen Fortgang nahm. Und Seiler kannte wie alle am Tische jede Einzelheit dieser Geschichte, deren trockene Geschäftsmäßigkeit für sie alle eine unerhörte Romantik hatte, und die Wunder einer solchen Handlung waren ihm heute viel größer und erstaunlicher als vor Jahren die feinsten Geschichten von einem betrogenen Ehemann oder Geliebten. Herr Smith hatte bisher nur wenig Worte gesprochen; aber er hatte aufmerksam zugehört, und er wußte nun von allen, die beteiligt waren, wußte von allen Unterhandlungen, die schwebten, und ein kleines Lächeln war einmal über seine dünnen Lippen gehuscht, als man ihm die Summe nannte, die zur Verfügung war. Als er dann schließlich beim Dessert statt des „Savory", dieser scharf gesalzenen Speise, die man nach neuer Mode herumreichte, ein Glas Milch verlangte, wendete er sich mit einem Achselzucken zu Seiler, und mit demselben Tonfall erklärte er, er müsse nach jedem Diner sein Glas Milch trinken, und dann leise, so daß es sonst doch niemand außer Seiler hören konnte: „Glauben Sie denn ernsthaft, daß Sie mit diesen lumpigen 200000 Pfund dieses Unternehmen machen können?"

Und bei diesen leisen, höhnischen Worten, die

mit zurückgehaltener Stimme gesprochen waren, wurde Seiler plötzlich wohl. Denn es war ja unendlich klar, daß dieser Mensch nicht hergekommen sei, um ihm schließlich seine Meinung über ein Unternehmen kühl und theoretisch bekannt zu geben, und wenn er die Summe zu klein fand, so bedeutete das doch nur das eine, daß er den Rest hergeben wolle. Und Seiler fand plötzlich all seine Energie, die während dieses Diners gleichsam geschlafen hatte, und er baute nun im Geiste Häuser, fand die alten Worte wieder und fing noch einmal an, den ganzen Plan von Anfang an aufzubauen und in die Größe wachsen zu lassen. Und schließlich wurde er immer heftiger, und die alten großen Bilder kehrten wieder, er fand wieder den Ton der Phantasterei. Er erzählte von den Hotels in Asien, von den Reformen des Lebens, die so eine Gesellschaft mit sich bringen könne, und in seinen eigenen Ohren klangen nun die Worte, die immer klingender wurden. An dem ganzen Tische war es still geworden; die Herren ringsherum konnten ein mißbilligendes Antlitz nicht verbergen; denn das schien ihnen ganz toll, was der Herr jetzt da vorbrachte, und Wellhofer selbst wußte vor Scham nicht, wohin er sein Gesicht tun solle; denn nun war ja alles aus. Er versuchte es, Seiler zuzuwinken, ihn darauf aufmerksam zu machen,

daß man gerade vor diesem nüchternen und kühlen Menschen alles Derartige weglassen müsse; aber es half nichts. Seiler sprach immer weiter. Jetzt war er schon dabei, um jedes Hotel sein eigenes kleines Warenhaus zu sehen, für die ganze Hotelgesellschaft eine große Einkaufsstelle organisiert zu haben, die den ganzen Bedarf sammeln und verteilen müsse, er war dabei, daß die Gesellschaft ihre eigenen Baumeister, ihre eigene Möbelfabrik haben müsse, und der Plan wurde immer größer. Und nun hätten auch die Millionen des Herrn Smith nichts mehr genützt, um ihn plötzlich und mit einem Schlage ins Werk zu setzen. Herr Smith nickte nur manchmal mit dem Kopfe, trank sein Glas Milch, und als es halb elf Uhr war, stand er plötzlich auf, drückte rechts und links die Hände und murmelte nur zu Seiler, der im Fieber seiner Reden war: „Ich sehe Sie wohl in den nächsten Tagen.“ Und dann ließ er die Gesellschaft allein.

Fünf Minuten war Schweigen, dann aber brach der große Unwille herein, und in den Lärm des Aufbruchs tönten die Worte des Zorns über den Unsinn, der eben begangen worden sei, über diese Tollheit, die größte Unvernunft, die man irgend begehen konnte. Es wollte keiner mehr bleiben, und nach einer Viertelstunde war Seiler allein; denn auch Wellhofer hatte ihn verlassen, wollte

wenigstens heute nichts mehr reden mit diesem Menschen, der für alles Vernünftige doch verloren war.

Das alles war Seiler wie ein wirrer Taumel, den er nicht begreifen konnte, auch nicht fassen, wie das eigentlich gewesen sei, diesen Abend, und er wußte wahrhaftig nicht, ob diese Menschen recht hätten, daß er alles verdorben hatte. Denn in ihm war ein schönes Gefühl; er kam sich vor wie ein Dichter, der lange ein kleines und ärmliches Geschäft hatte verrichten müssen, und dann plötzlich die großen Worte wiederfindet, diese großen Worte, die auch große Taten sind. Und bei alledem hatte er doch die Überzeugung, daß die ganze Sache jetzt weitaus besser stünde als vor wenigen Stunden, und er lebte mehr noch als in all diesen letzten Tagen eine Nacht voll Erwartung.

Es geschah aber das seltsame, daß er allein sich nicht getäuscht hatte. Drei Tage darauf rann durch die ganze Börse das Gerücht, daß Smith der „Cosmopolitan Hotel-Society" beigetreten sei, daß das Aktienkapital nun verdreifacht worden wäre, und das Erstaunen der Außenstehenden konnte nicht größer sein als das jener Herren, die dem Diner beigewohnt hatten. Smith hatte nicht viel Worte gemacht. Als ihn Seiler besuchte, war er in seiner Office gesessen, ganz klein in dem großen ledernen Fauteuil vor dem Schreibtische, hatte ihm

die dünne Hand hingereicht und dann sehr kühl und geschäftsmäßig die Bedingungen gesagt, unter denen er die Sache machen wolle, wer aus der Gesellschaft auszuscheiden hätte, daß er selbst das letzte entscheidende Wort sich in allen Angelegenheiten vorbehalte. Er hatte nichts davon gesprochen, wie weit er den Plänen Seilers folgen, wieviel oder wie wenig er davon von vorneherein als ein Dinergespräch betrachten wolle, er hatte nur seine Handflächen aneinandergelegt und gesagt: „Wenn wir erst so weit sind und das Finanzielle geordnet ist, dann kommen Sie wohl einmal in mein Haus, und bei einem Diner, das nicht so gut sein wird wie das Ihre, wollen wir ja sehen, was wir in den nächsten 5 oder 10 Jahren noch alles aus unseren Hotels machen können."

So war der Plan zur Wirklichkeit geworden, und nun kamen neue Wochen, Wochen der Vorbereitungen, Wochen der Unterredungen über Finanzielles, dann wieder über die Details des Planes selbst und die Städte, in denen man anfangen sollte, über Großes und Kleines, und immer und überall war Seiler mitten drin in einer großen Hast der Arbeit.

* *

*

So ging der Winter in der eifrigsten Tätigkeit dahin. Die Tage waren voll von Konferenzen, und in einer unbeschreiblichen Hast fuhr Seiler durch die Straßen dieser unendlichen Stadt, in den Bahnen unter der Erde dahin, dann wieder stundenlang mit dem schnellsten Zuge über das Inselreich weg und zu Schiff nach dem Kontinent, blieb einen Tag in Paris und wieder einen in der Normandie, wo das erste der sommerlichen Hotels gebaut werden sollte, und dann eiligst wieder zurück. Fand zu Hause auf seinem Tische viele und viele Briefe, mußte wieder mit neuen Menschen sprechen, und manchmal geschah es ihm, daß er ans Essen vergaß und, was er nie geglaubt hätte, an die Zigarette, die er sonst rastlos in seinen Fingern gedreht hatte. Wenn aber die Tage vorbei waren und er noch spät abends mit Wellhofer oder mit diesem Mr. Howe, dem Amerikaner, der mit einer unendlichen Ruhe die größten Abmachungen zu treffen und einzulenken wußte, die letzte Unterredung des Tages gehabt hatte, und es dann wiederum schien, als sei das Werk zwar immer weiter gediehen, aber noch lange nicht so weit, daß man wirklich in wenigen Monaten anfangen könne, dann fingen die schrecklichsten Stunden für ihn an.

Dieser Winter brachte keinen Frost. Nirgendwo

in dieser Stadt deckte tiefer und weißer Schnee die Straßen, nirgendwo brachten diese bläulich schimmernden weichen Schichten Ruhe für die Augen, für die Seele. Dicke saure Luft schlug ihm entgegen, wenn er nach dem Diner aus seinem Hotel kam, aus seinem Zimmer geflohen war, weil er die Feder nicht mehr halten konnte, weil sein ganzer Körper danach verlangte, von den Plänen, den wirren Träumen, den Phantasieen und Luftschlössern befreit zu werden, mit denen er sich den ganzen Tag über und dann noch nachts selbst im Traume beschäftigte. Mit einem leisen Zittern im ganzen Körper pflegte er noch durch die Straßen zu gehen, den Strand hinauf, ohne Augen für die Menschen, die ihm entgegenkamen, ohne Lust an irgend einer Vergnügung. Wenn aber dann die Nacht gekommen war und die endlosen Reihen von Cabs vor den Theatern und Musikhallen, die den Strand füllten, heranzogen, und wenn dann dieser ganze Teil der Stadt sich in ein Vergnügungshaus zu wandeln schien, da war es Tag für Tag mit den nämlichen gleichgültigen und gelangweilten Schritten, daß er in eines der großen Variétés ging, ins „Empire", in die „Alhambra", ins „Pavillon". Unzählige Male hatte er nun den grotesken Späßen dieser berühmten Komiker gähnend zugesehen; er konnte

auch nicht mehr sagen, wieviele Male er, immer mit einem kleinen Schauer, den halsbrecherischen Produktionen dieser Gymnastiker gefolgt war, immer wieder mit der uneingestandenen Erwartung, daß einmal sich einer von ihnen den Kopf brechen werde, mitten in der starrenden Menge, und er malte es sich in leiser Wollust aus, wie das sein werde, wenn der Gaukler zerschmettert mitten ins Parquett fiele zwischen die geschmückten Damen und dort röchelnd mit einem letzten Schrei der Entrüstung sie alle beschimpfen werde, derentwegen er gestorben war. Oder er saß da und betrachtete wieder und wieder die hundert Mädchen, die in ihren glänzenden Kostümen die Beine ausstreckten, und dann gähnte er und ging hinauf ins Foyer und fing zu trinken an, Brandy mit Soda oder Whisky mit Soda, was diese gräßliche Atmosphäre von ihm verlangte wie von allen um ihn; er ging herum und sah sich die Frauen an, für die hier so gut wie in Paris der kostspielige Markt war, und mit einer unsäglichen Gleichgültigkeit nickte er der und jener zu, zu der ihn einmal eine verlorene Nacht geführt hatte. Dann nahm aber auch das Variété sein Ende, und er mußte irgendwo anders hin seine Rastlosigkeit führen; denn diese Nächte waren ihm ja nichts als eine Zeit des unerträglichen Wartens, bis der Morgen kam und ihm

wieder erlaubte, an seinem Unternehmen weiter zu arbeiten.

Im Hotel Continental gehörte er denn auch zu jenen täglichen Gästen, die im schönen Frack unten im Smoking=room saßen, ihr Getränk vor sich, sich von Jim, dem Kellner, das Glas immer wieder vollschänken ließen, und dann, wenn der scharfe Whisky ihr Blut und ihre Nerven in die Höhe getrieben hatte, und es allmählich Mitter=nacht geworden war, aus diesem Rauchzimmer, in dem es nur Herren gab, hinausgingen, und im Vestibule dieses Hotels, auf der Stiege und schließlich oben im ersten Stock in den eleganten Sälen herumlehnten und auf diesem Markt der teuersten unter den käuflichen Frauen ihre Be=obachtungen machten, ihre Glossen tauschten, ihre abscheuliche kühle Wahl trafen. Denn nichts von alledem, was in Paris unter diesen Frauen noch ein anmutiges oder gar graziöses Band der Ver=liebtheit zwischen den Menschen, die sich, wenn auch aus anderen Gründen, zusammenfanden, schlingen konnte, galt hier mehr. Eine große Stille herrschte in den vornehmen Räumen, tadellos gingen die Kellner umher, nirgends wurde mit solcher Eleganz und Noblesse in silbernen Schalen der Kaffee serviert, und nirgends nahm man sich so in Obacht, den Ton der Ruhe festzuhalten. Nie=

mand wagte es, mit einem heftigen oder brutalen Wort zu einer dieser Frauen heranzukommen, so lange sie noch hier saßen. Niemals flatterte eine jener amüsanten sinnlichen Bemerkungen, ein kleiner Witz durch die Luft, niemals also verlor man das Gefühl eines kühlen Menschenhandels. Selten nur geschah es, daß eine dieser Frauen, gekleidet wie Herzoginnen in den französischen Komödien, eine dieser Courtisanen, die in ihren eigenen Häusern wohnten, ihre vornehmen Equipagen hatten, und die mit lächelnder Miene dem Kellner, der sie bediente, aus dem Portemonnaie des Herrn, mit dem sie saßen, Goldstücke zum Trinkgelde gaben — selten nur, sage ich, geschah es, daß eine dieser Frauen zu viel getrunken hatte, und daß dann plötzlich durch alle Etikette der Form, durch alle Ruhe und Kühle der Beziehungen die ureigene Natur der Dirne hervorbrach, daß dann ein paar Teller zur Erde flogen, und aus dem schönen Munde der Frau Schimpfworte kamen, die aus dem „Soho" stammten, dem ärgsten Zuhälterwinkel Londons. Aber ruhig und gemessen gingen die Aufwärter um diesen Tisch dann herum, einige feindliche Blicke von nebenan tadelten solche Verkommenheit, und bald war die Dame verschwunden, und am nächsten Tage wußte niemand mehr etwas von solchem Geschehnis, und wieder herrschte

Ruhe und Kühle. Erst dann, wenn ein Viertel nach zwölf Uhr die Schutzleute erschienen, das Licht abgedreht wurde und die polizeiliche Schließstunde verlangte, daß der Handel ein Ende finde, erst dann drängte sich plötzlich auf dem Flur und unten bei der Garderobe der Knäuel der hastenden und suchenden Frauen vorbei. Und plötzlich standen dann, während die Diener unaufhörlich herumgingen, verlangten, daß man das Lokal räume, sagten, es sei Schluß, erst dann konnte man in allen Winkeln enge beieinander, so daß einer das Wort und das Flüstern des anderen hören mußte, diese vornehmen Damen und diese gut erzogenen Herren ihren Handel abschließen hören, nüchtern und starr, und noch dauerte es eine halbe Stunde, und auf der Straße vor dem Hotel standen, indes die Wagen davonrollten, die letzten Gruppen, trieben auf der Straße ihr Geschäft weiter.

Mitten unter all diesen Menschen brachte Seiler seine Nächte hin, und allmählich verlor sich sein Wundern über die Seltsamkeit solcher Art, und ohne daß er es selbst wußte, geschah es ihm wie den anderen, und auch er sprach mit den Frauen in diesem Tone, auch er verlangte nie mehr von einer, daß sie ihm anderes gebe als ihren gut gepflegten Körper, auch er fing an, sie danach einzuschätzen, wie reich sie wären, wieviel Dia-

manten sie trügen, wie schön ihr Haus sei. Und da er in diesen Wochen und Monaten in keine Gesellschaft kam, so fing er auch an, in diesen Frauen seinen einzigen weiblichen Umgang zu sehen, und er verstand es nun, mußte es nun verstehen, daß es einem Monate lang gelingen könne, zu leben, ohne das geringste Liebesgefühl zu verspüren.

Nur mit zwei Menschen verkehrte er manchmal. Das war ein Freund aus Wien, der nun hier lebte, ein sonderbarer Mensch, der eine zeitlang in seinen Wiener Kreisen für den Tollsten und Wüstesten gehalten wurde, der dann verschwunden war und nun in England lebte, draußen in einem Vororte, fast schon auf dem freien Lande, mit einer kleinen Frau, mit der er vielleicht verheiratet war, vielleicht auch nur so zusammenlebte. Dieser Freund war einer der ersten gewesen, der auf die Nachrichten hin, die man nun über die „Cosmopolitan Hotel-Society" manchmal in den Zeitungen fand, zu Seiler gekommen war, gewiß nicht aus irgend einem eigennützigen Grunde, — denn er war reich, — sondern nur aus einem kuriosen Interesse, was das wohl für ein Mensch wäre, und wie sich dies zusammenreime, dieser Müßiggänger und Weltenbummler, und jetzt der große Unternehmer. In der großen Langeweile

aber, die Seiler, wenn er von seinen Geschäften ausruhen mußte, hier plagte, war es gekommen, daß die beiden sich enger aneinander schlossen und insbesondere die Sonntage miteinander verlebten. Denn diese Sonntage haßte Seiler, wie er nie in seinem Leben etwas gehaßt hatte außer der Schule, in die er gepreßt worden war. Er haßte sie, weil sie ihn lähmten, weil sie ihn zwangen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, weil sie ihm wieder vor Augen brachten, was allein er aus seinem Leben vergessen wollte: daß er allein sei und daß ihn dieses Alleinsein schmerze. Es waren fürchterliche Tage kein Brief kam, nichts konnte sich ereignen, der Klub war ausgestorben, die meisten Restaurants geschlossen, nachts im Continental kein Mensch. Wenn er den Vormittag verschlafen hatte, dann pochte er manchmal zum Tee an die Türe einer der vielen Frauen aus dem Continental, die dann in allen Ehren ihre Freunde und Freundinnen empfingen; aber wenn er so da saß in der unendlichen Ödigkeit der Gespräche, da konnte er plötzlich ganz zornig werden, aufspringen, weglaufen, und dann eilte er manchmal hinaus nach Forest Hill, wo der Freund wohnte. So war er plötzlich das erstemal zu ihm gekommen an einem Sonntage, hatte draußen die Frau des Freundes kennen gelernt und war dann bis

spät nachts dageblieben. Er hatte sich erzählen lassen von dem Leben, das die beiden führten, und das sich auf die seltsamste Weise aus Müßiggang und dem emsigsten Interesse für soziale Dinge zusammensetze. Er konnte dann auch in der Tat nicht viele Wochen mit diesen beiden Menschen verkehren, ohne einen Teil an ihren Beschäftigungen zu haben. Und wenn sie sich auch nur des Sonntags regelmäßig sahen, so galt es doch für ausgemacht, daß sich dann Seiler blindlings ihnen anschließe und überall dorthin gehen müsse, wohin diese beiden ihre sozialen Wünsche trieben. Es wäre eine Unwahrheit, zu sagen, daß in Seiler nun eine neue Saat aufgegangen wäre, daß er plötzlich das Gefühl bekommen hätte, wieviel menschliche Fürsorge, weit arbeitender menschlicher Geist und wieviel Energie der Entwicklung noch notwendig sei, um in allen diesen ökonomischen Fragen weiter zu helfen, und um die soziale Fürsorge zu fördern. Dennoch aber, es konnte nicht anders sein, als daß seine Augen weiter wurden, wenn er frühmorgens am Sonntag mit einem der spärlichen Züge in den Vorort hinausfuhr, und dann von dort mit seinen Freunden einen langen Weg hatte, bis zu einem Settlement, in dem sich arme Menschen durch die Wohltat eines Philantropen, einer sozial-politischen Gesellschaft, hatten

zusammenfinden können, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Er lernte nun etwas davon sehen, wie die Gewalt großer Organisationen, die er ganz naiv verspürt hatte, und die er nun auch für sein eigenes Unternehmen nützte, weit tiefere Wurzeln habe als im Geschäftsleben, weit tiefere Bedeutung für die Entwicklung, als er je geahnt hatte. Und wenn er so einen Tag darauf hatte verwenden müssen, sich in die mancherlei Absichten der Sozialpolitiker hineinzudenken, zu erkennen, wie die einen die Möglichkeit besserer Lebensbedingungen um einen neuen Glauben herum gruppierten, die anderen um ein System der Wohltätigkeit und Christlichkeit, und die dritten wieder nur auf ihre eigene Kraft vertrauend und vielleicht auch kommunistisch gesinnt, die Nüchternheit der Gleichberechtigung zum Programm machten — so ersparten es ihm seine Freunde wenige Tage darauf gewiß nicht, jene Verhältnisse kennen zu lernen, aus denen diese Menschen geflohen waren, andere fliehen wollten oder gerettet werden mußten. Aber diese Menschen, die Jahr aus Jahr ein von solchen Dingen wußten, führten ihn nun nicht mehr in die Chinesenkneipen und in die Hafenwinkel des Ostens. Sie ließen ihn im Norden der Stadt die Fabriken sehen, sie führten ihn in die schreckliche Gegend, wo in

zerfallenen, fensterlosen, morschen Häusern die Arbeiter hausten, und sie ließen es sich dann nach all dem Einblick in unsägliche Armut auch nicht entgehen, ihm die stählerne Kraft der Arbeiterkorporationen zu zeigen. Und es ereignete sich, daß auf dem Tische Seilers in seinem Bureau nun neben vielen Geschäftsbriefen, neben Architektenplänen, neben Prospekten von Bädern, Kurorten und Luxusplätzen kleine und unscheinbare Hefte herumlagen, die ihn zwingen sollten, von Trade-Unions, von Arbeitergesetzen Kenntnis zu nehmen. An einem Samstag Abend stand er dann auch plötzlich drinnen, mitten in Peoples Palace, in diesem ungeheuren Komplexe von Sälen, Büchereien, Schulräumen und Vergnügungshallen, und sah mit einem großen Staunen, wie hier die Massen zusammenfluteten und sich Interesse und Freude von Menschen kundgab, die ihm bislang verborgen geblieben waren.

Das waren so die Sonntage. Und wenn er müde geworden war und sich manchmal, vielleicht, weil das so das Tiefste in seiner Natur war, oder vielleicht auch nur, weil er widersprechen mußte, nicht fügen konnte, wenn er sich weigerte, eine solche Wanderung zu unternehmen, dann gingen sie nachmittags in der ausgestorbenen Stadt herum, die heute so ruhig war, durch die keine Wagen

fuhren, keine Omnibusse zogen, keine Menschen eilten, und saßen in einem der Sacred Concerts, den einzigen Vergnüglichkeiten, die man am Sonntage erlaubte. Oder sie staunten mit vieler Heiterkeit und Verwunderung über die Massen von Menschen, die der müßige Feiertag in die Säle der Heilsarmee führte, und die sich dort einfangen ließen von der seltsamsten Mischung von Tingeltangelmusik, fanatischer Ekstase und Schwindel, die den Gottesdienst der Heilsarmee bildete. Manchmal aber waren sie dennoch starr, wenn aus dem Gesumm und Gesurr der Masse, aus den erregten und heftigen Reden eines Offiziers, der seine Rede hielt, plötzlich ein geheimnisvolles Fluidum durch den Saal rann, von dem Lächeln der Skeptischen nicht erstickt werden konnte, und dann, indes die abscheuliche Musik immer lauter und aufdringlicher wurde, indes die Getreuen und Gläubigen der Heilsarmee ihre mißgestalteten und dünnen Stimmen immer greller ertönen ließen, sich plötzlich aus der Fülle des Saales der und jener loslöste, ein Mann, eine Frau, Kinder, halbwüchsige Mädchen nach vorne stürzten, in die Kniee fielen und nun mitsangen, mitheulten, von der Verlorenheit ihrer Seele schrieen, um ihre Erlösung baten, und nun aufgenommen wurden in den großen Kreis betrogener Betrüger. Seiler

und seine Freunde mochten nach solchem Begebnis wohl eiligst das Weite suchen. Und dann gingen sie manchmal still an der Themse entlang, sahen weit hinaus am Fluß die Lichter flackern, und im Dunkel versanken rechts und links die Häusermassen, und es war so still, als wollte nicht in wenigen Stunden, wenn der nächste Morgen hereinbrach, diese Stadt wieder erwachen zur dröhnenden, tosenden, unaufhörlichen, peinigenden Arbeit.

* * *

In der dritten Dezemberwoche erwachte Seiler eines Morgens mit einem quälenden Gefühl. Er ging an seine Arbeit, er sprach mit seinen Angestellten, denn nun gab es schon ein großes Bureau der „Cosmopolitan Hôtel-Society", er saß nachmittags in seinem Zimmer und schrieb an einem großen Exposé, das in wenigen Tagen den Aktionären vorgelegt werden sollte und den Aktionsplan der ersten drei Jahre enthielt; aber hinter alledem, was er tat, war ein leises Empfinden, daß irgendwo in seinem Innern etwas noch lauere, das ihn peinigen werde, und worüber er sich noch keine Rechenschaft geben konnte. Erst abends, als es im Bureau ruhig wurde und er auf seinem Schreibtisch alles ordnete, kam ihm durch einen Blick auf den Kalender plötzlich zur Klarheit, was

diese dumpfe Ahnung künftiger Trauer bedeute: man war ja in der Weihnachtswoche. Und nun würden diese drei Tage kommen, die erfüllt waren von Reminiszenzen, von dumpfen Erwartungen, von steten Enttäuschungen. Wieder wird sich, er wußte es nur allzugut aus den Erfahrungen der letzten Jahre, ein merkwürdiges Gefühl seiner bemächtigen, gemischt aus einem Hohn über die sentimentalen Leute, die sich von dem Druck ihrer Jugenderinnerungen nicht befreien können, und aus einer weichen Empfindsamkeit, die alles andere verhüllt, und nur die Bilder von jugendlicher Festesfreude, von zärtlichen Verwandten, von warmen Augenblicken inniger Vertrautheit wieder vor die Seele stellt. Jahr aus Jahr ein war es so gegangen, und auch dieses Jahr wird es nun so kommen müssen, dachte er, hier ärger als je; denn nun gibt es ja für mein Leben nur die Arbeit, und die stockt in den Weihnachtsfeiertagen. Am selben Abend aber kam noch eine Einladung aus Forest Hill von den Freunden, sehr hübsch und geradezu bezwingend im Ton, er müsse unbedingt am heiligen Abend bei ihnen sein, und neben diesem freundlichen Briefe lagen zwei andere, Mr. Smith bat für den zweiten Weihnachtstag, und auf einer Karte von schwerem Büttenpapier ersuchte in steifen englischen hochvornehmen Schriftzügen Mme. Maud

Leslie um die Anwesenheit des Herrn Gustav Seiler am Nachmittag des fünfundzwanzigsten zu einem großen Kindertee im Hotel Continental. Madame Maud Leslie aber war einer der vornehmsten abendlichen Gäste des Hotel Continental, und Gustav wurde ganz vergnügt in der Erwartung einer solchen seltsamen Geselligkeit, die an den Familienfesttagen alle die kleinen Kokottenkindchen mit ihren heute ehrbaren Müttern und allen ihren Freunden vereinigen sollte.

Nun war für die wenigen Tage, die noch von Weihnachten trennten, die Traurigkeit vorbei. Ja, Seiler hatte das wunderschöne Gefühl, daß er an allen diesen Tagen freundlich gestimmte Menschen finden würde, und daß dennoch nie der große Neid sich in sein Herz schleichen würde, daß er selbst unbeteiligt sei an solcher jauchzenden Freude, wie sie sich an diesen Tagen in kinderreichen Familien einstellt. Seine Freunde in Forest Hill waren einsam wie er, keine kleine und helle Stimme wird dort um einen lichterglänzenden Baum jauchzen. Und die Feier im Hotel Continental, das war denn doch mehr ein Spaß, eine Kuriosität.

Der vierundzwanzigste war da. Man schloß das Bureau, und Seiler eilte in die Stadt, um noch rasch in den Westendläden mancherlei zusammenzukaufen, die süßeste Schokolade für die

verwöhnten Kinder seiner Freundinnen, ein paar kostbare Bücher und Stiche für die Freunde in Forest Hill und dann vieles, vieles Spielzeug, das er unter den merkwürdigen Baum im „Continental“ legen wollte. Und schließlich ging er ganz vergnügt in ein Antiquitätengeschäft und kaufte für sich selbst zu Weihnachten eine wundervolle Truhe. Und während er dann nach Hause ging, um sich umzukleiden, spielte er mit der Vorstellung, wie er in wenigen Tagen in diese Truhe alle die Briefe und Erinnerungszeichen versenken werde, die sein Leben bis zu diesem Tage kennzeichneten; denn nun war ja eine andere Zeit herangebrochen.

Sie saßen in Forest Hill still um den runden Tisch im Eßzimmer. Es war nur ein kleiner Weihnachtsbaum da; denn die Frau des Freundes war in den letzten Tagen unwohl gewesen, und sie hatte sich die Freude nehmen müssen, selbst einen großen deutschen Baum zu schmücken. Sie saßen da, und sie konnten es nicht verwinden, daß sie so allein waren, indes drüben in den Häusern hinter den hellen Scheiben viel Lärmen, Jauchzen und Laufen zu erkennen war. Dann aber sprachen sie heftig, erzählten einander viel, und es geschah, daß alle Quellen in ihnen aufsprangen, und diese drei Menschen, die bisher nebeneinander hergelaufen

waren, und wenn sie alle drei zusammen gewesen waren, niemals einander Intimes gesprochen hatten, nun wirklich Freunde wurden für diese kurze Zeit eines Weihnachtsabends, und sie also das berichteten, was derlei Menschen am seltensten sagen: nämlich, was ihre Sehnsucht ist, und was ihnen versagt geblieben war. Denn seiner tiefsten Wünsche schämt sich ein jeder weit mehr als seiner niedrigsten Taten.

Es wurde aber schließlich doch still in diesem Kreise, und als es elf Uhr schlug, da besannen sie sich, daß man doch eigentlich einen schweren Punsch brauen müsse zur Feier dieses Tages. Und nun standen sie alle vor dem großen kupfernen Kessel und versuchten ihre Kunstfertigkeit. Als dann das heiße Getränk auf dem Tische stand, da zwangen sie sich zu einer forcierten Lustigkeit, und es drang dann ein Gelächter durch den Raum, das im erschreckendsten Gegensatz zu den Gesprächen der letzten Stunde stand. Es war ausgemacht gewesen, daß Seiler an diesem späten Festabend nicht mehr nach der Stadt zurück solle, sondern bei den Freunden draußen schlafen. Und nun wurden sie allmählich müde, und man dachte daran, zur Ruhe zu gehen, um morgen einen schönen Festtag zu haben. Und als sie nun alle aufstanden und einander die Hände reichten, da sagte die Frau zu

ihrem Manne und mit einem halben Blick auch zu Seiler, der daneben stand und für die Liebe dieses Abends dankte: „Und wenn Sie nächstes Jahr wieder kommen, dann sind wir ja nicht mehr allein."

An diese Worte, die den Freunden Glück versprachen, und die für ihn selbst doch nur die Mahnung an etwas waren, was ihm selbst noch verschlossen war, mußte Seiler lange denken, während er auf dem engen und schmalen Sofa, das man ihm ins Speisezimmer gestellt hatte, zu schlafen versuchte. Und langsam und träge nur rang sich der Morgen aus den Nebeln los, die über das Land gebreitet waren.

Andere Töne, andere Gesichter gaben dem nächsten Nachmittag ihren Ausdruck. In dem großen Speisesaal des Hotel Continental, in dem Seiler so oft des Nachts gestanden war, und in dessen Luft noch der lauwarme dumpfe Geruch der verflossenen Nacht merkbar war, tanzten nun kleine Kinder, indes rings im Kreise viele schöne und anmutige Frauen saßen. Seiler trat herein, und mit einem starken Händedruck begrüßte ihn die Hausfrau, fragte nach den Geschenken, die ihm der vergangene Abend gebracht hatte, und zeigte mit vieler Freude einen wunderbaren Ring, den sie bekommen hatte. Dann führte sie ihn

mit der kühlen Höflichkeit der großen Gesellschaft rechts und links zu Frauen, die er in diesem Kreise noch nicht gesehen hatte, die Schwestern und Freundinnen der Courtisanen waren, und die sich heute mit diesen zusammenfanden; denn der Rang dieser Hetären und ihr Reichtum war ja so groß, daß manche den Ursprung vergessen konnten. In der Mitte des Saales aber drehten sich die hübschen und sorgsam gekleideten Kinder im Kreise. Dieselbe Musik, die sonst abends in irgend einem verrufenen Nachtklub die sentimentalen Walzer spielte, schickte nun die gleichen Töne in die Luft, und an allen Türen standen elegante Herren, wie Seiler Eingeladene, und wie Seiler hatte jeder in seinem Gesicht den Ausdruck des höchsten Staunens und wohl auch ein leises Gefühl der Scham. Aber diese Empfindung wurde nun fortgewischt; denn der Ton war so rein, die Fröhlichkeit der Kinder so ansteckend, daß sich bald aus der schwarzen Gruppe der Herren der eine und der andere loslöste, sich zu einem der Kinder beugte und mit ihm durch den Saal tanzte, weil die Jungen, die da waren, schüchterner als die Mädchen, sich nicht recht herantrauten. Und auf den rotsamtnen Fauteuils saßen wie des Nachts die Mütter dieser Kinder; aber in ihren Gesichtern lag nun etwas Weiches und Zartes, und sie waren nun Mütter.

Das Fest streckte sich tief in den Abend. Die Kinder durften so viel Schokolade haben wie sie wollten, und der Koch des Hotels hatte heute seine Künste spielen lassen, um allerlei fröhliches Backwerk zu fertigen, und schließlich fuhren die Knallbonbons in die Luft, und die steifen, vornehmen Herren setzten sich die Papiermützen auf den Kopf wie die kleinen Kinder. Dann aber, als es acht Uhr geschlagen hatte, kamen die Kindermädchen und die Gouvernanten und führten die Kinder weg. Das merkte man schon aber bald nicht mehr; denn inzwischen hatten die Großen zu tanzen begonnen, und statt der Schokolade standen nun die Champagnerflaschen auf den Tischen. Plötzlich waren auch die Bewegungen wieder freier geworden und der Ton lauter. Am Nachmittage hatte man nur geflüstert und dann gejauchzt, und jetzt kam es schon vor, daß der eine oder der andere wieder in den Ton schlüpfte, den er allnächtlich hier hatte. Dennoch aber war eine Fröhlichkeit übrig geblieben, die den Nächten sonst hier fehlte. Man hatte die Türen geschlossen, und niemand von den fremden Gästen durfte in den Saal. Heute gab es auch keine Sperrstunde, und heute dachte auch niemand daran, daß dieser Abend enden würde wie jeder andere, mit einem schmählichen Handel. Seiler war fröhlich, er tanzte mit allen

frauen, die da waren, und sie alle sagten, daß er es besser träfe als die Engländer. Er war liebenswürdig, er ging aus sich heraus, und manchmal sah ihn einer erstaunt an; denn nun klang sein Englisch so gar nicht unbeholfen mehr, nun fand er alle Worte und Töne, die er brauchte. Es war schon früh am Morgen, als er plötzlich zu tanzen aufhören mußte, weil er müde geworden war, und nun in einem Eck des Zimmers saß. Andere tanzten noch fort, neue Gäste waren gekommen, die meisten aber saßen an den kleinen Tischen zu zweit, zu viert, und viele leere Flaschen sagten an, weshalb nun schon viele laute Worte in den Saal drangen. Seiler sah sich um, er fühlte plötzlich, daß sein ganzer Körper zerschlagen war, und er griff sich an den Kopf, weil er in den letzten Stunden das Bewußtsein, wo er eigentlich sei, ganz verloren hatte. Aber das kam ihm nun gleich; denn an den Tischen ringsum sah er, daß von den gesellschaftlichen Formen und von der ruhigen Zurückhaltung jetzt nichts mehr geblieben war. Er sah, daß alle diese Menschen heute weitaus roher waren als an all den Abenden, die er sie in demselben Lokale schon gesehen hatte, und jetzt eben schrie man der Musik zu, daß sie wieder spielen müsse, und wie in einem plötzlichen Taumel standen alle die Trinkenden nun

von ihren Tischen auf, rasten im Galopp durch den Saal, und die paar Französinnen, die es gab, und einige von den Engländerinnen, die in Paris gelebt hatten, rafften nun ihre Kleider ganz hoch, und aus dem Galopp wurde der Cancan. Und die Herren warfen ihre Gläser mitten in den Trubel, stritten sich um die Frauen, nahmen sie sich aus den Armen, und Seiler ließ plötzlich die Vorstellung nicht los, daß sich im nächsten Augenblick der ganze Knäuel lösen und irgend etwas Schreckliches geschehen müsse, ein Bild sich zeigen von einer abscheulichen Größe, wahrhaftig eine Orgie der rohesten Menschen. Sie tanzten nun an ihn heran, wollten den Einsamen mit sich reißen, und als er sie mit verwunderten Augen ansah und nicht begriff, was aus all den zarten und weichen Frauen geworden war, die des Nachmittags mit ihren Kindern gespielt und mit verlorenen Blicken den Fragenden geantwortet hatten, da drängten sich zwei Frauen an ihn heran, setzten sich auf seine Kniee, wollten beide aus seinem Glase trinken, und dann begegneten sich die Lippen der beiden Weiber über dem Glase, und auf Seilers Schoß sitzend, küßten sie sich nun, umfaßten sich mit den Armen, hielten sich fest umschlungen und tanzten dann von ihm weg, die beiden ineinander verliebten, einander begehrenden, entarteten Frauen.

Aus solchem Kreise mußte er nun fliehen. Er sagte keinem adieu, ganz eilig ließ er sich unten in der Garderobe seine Überkleider geben und lief nach Hause. Aber die ganze Nacht war ihm erfüllt von gemeinen Bildern, von den Vorstellungen verirrter Liebe, von der Schmählichkeit dieser Naturen, die ihr Alltagsleben so verdorben hatte, so krank gemacht, daß sich auch die reinste Freude an einem Kinderfeste in eine schmachvolle Orgie ergießen könne, und gewiß war es, daß er sich all dies viel ärger vorstellte, als es wirklich war.

Seiler hatte einen toten Kopf und müde Glieder, als er am nächsten Tage in dem Landhause des Herrn Smith eine große Gesellschaft mitmachte, viele von seinen guten Bekannten wiederfand, mit jungen Mädchen sprach und all die Worte wieder sagte, die man jahraus, jahrein zu fremden Menschen spricht. Als sie aber dann spät nachts im großen Wintergarten saßen, mitten unter wundervollen Blumen, die ihre späte Blüte dem Gärtner dankten, unter herrlichen Bronzen, die der reiche Mann gesammelt hatte, im Glanze der vielen Lichter, da fühlte er sich dennoch befreit von dem großen Wirbel des letzten Abends, und nur mit einem leisen Schauder dachte er daran, daß er jemals wieder in jenem Kreise leben müßte.

Das war vorbei, vorbei so gut wie diese Weih-

nachtstage, an denen er nicht zur Besinnung gekommen war und von denen jetzt nur noch der letzte Rest einer Nacht übrig war, bevor der Morgen und die Arbeit kam. Und in dieser Nacht warf er alles von sich, was ihn noch an die galanten Frauen kettete, in dieser Nacht wurde es in ihm ganz fest, daß er nun nur noch eines tun wolle: Arbeiten, arbeiten und wiederum arbeiten. Die nächsten Festtage, der Sylvestertag, das neue Jahr, das wird bald vorbei sein.

Seiler mußte fortreisen, nach der Normandie, wo das erste Sommerschloß der „Cosmopolitan Hôtel-Society" gebaut wurde. Dort saß er am Sylvestertage allein in seinem Zimmer und schrieb. Und in dieser Neujahrsnacht wurde der große Plan fertig, der eine Woche später die Freude des Mr. Smith erregte; denn er war die geschickteste Mischung von nüchterner Geschäftlichkeit und aufreizender Phantasie, die man sich nur erdenken konnte.

* *
*

Der Januar war eine Zeit des wildesten Hastens gewesen; denn schon in den letzten Tagen des Februar sollte das Londoner Metropol-Hotel in den Besitz der „Cosmopolitan Hôtel-Society" übergehen, sollte dann am ersten April zugleich mit

dem Sommerschloß in der Normandie dem Publikum offenstehen. Und nun war tausenderlei für die unmittelbare Zukunft zu erledigen, mehr noch für die nächsten Jahre festzustellen, zu organisieren. Nun blieben auch die Nächte für Seiler wie die Tage Zeiten der Arbeit. Stundenlang saß er nun mit dem Manager des Metropol-Hotel in der kleinen Office zusammen, ließ sich über jedes Detail der Abrechnung informieren; denn er wollte, daß es in dem ganzen großen Betriebe nun nichts mehr gebe, von dem er keine Kenntnis habe, und in nichts wollte er sich dem besseren Wissen seiner Angestellten ergeben müssen. Daneben aber war noch so unendlich viel zu tun. Die Verkaufsstellen der Society mußten eingerichtet, fähige und elegante Chefs engagiert werden, die eine Auswahl des Publikums auf geschickte Art treffen könnten. Die ganze Reklame mußte organisiert werden; Nacht für Nacht saß er nach endlosen Besprechungen mit den Agenten, den Chefs der großen Häuser und schließlich mit Mr. Howe und mit Wellhofer, der von Zeit zu Zeit nach London kam, während er eigentlich in Wien und Berlin die Filialen organisierte, in seinem Zimmer und schrieb kleine Notizen für die Blätter der ganzen Welt, dann wieder große Artikel, die in den französischen und österreichischen Jour-

nalen von dem neuen Unternehmen in einer amüsanten und gefälligen Form die Leute unterhalten sollten, und dann schrieb er wieder viele Briefe an seine Freunde, an Reisebekannte der ganzen Welt, um das Unternehmen bekannt zu machen, um ihm den Stempel der Vornehmheit zu geben, und die scharfen Grenzen zwischen dieser „Cosmopolitan Hôtel-Society" und irgendwelchen anderen großen Hotels zu markieren. Und dann wieder mußte auf ganz anderem Gebiete verhandelt werden, mit den Versicherungsgesellschaften waren Abschlüsse zu machen; denn dieser Teil des Planes, daß nämlich jeder Gast oder vielmehr jeder Besitzer einer Hotelkarte für die ganze Zeit seines Aufenthaltes gegen Unfall und seine Familie für das Eintreten seines Todes versichert sein sollte, war in der Organisation bestehen geblieben. Und nun mußten diese Abschlüsse fixiert werden, bevor die Prospekte in die Welt hinaus gingen.

In Seilers Leben gab es nun keinen Platz mehr für die freundschaftlichen Gänge in kuriose Winkel der Weltstadt hinaus, so wenig, wie er nun noch jemals ins Continental kam oder in eines der Variétés, in denen er die meisten Nächte seines Lebens bisher totgeschlagen hatte. Alle wunderten sich über ihn, und wenn er zur Besinnung kam, er selbst am meisten. Mr. Howe

hatte es sich längst abgewöhnt, ihn als den Mann zu betrachten, der eine gute Idee gehabt hat, für deren Ausführung dann andere Sorge tragen müssen. Und nur Wellhofer schüttelte, wenn er für ein paar Tage nach London kam und die fieberhafte Tätigkeit dieses jungen Mannes beobachtete, seinen Kopf und fing dann an, für das ganze Unternehmen zu fürchten. Mr. Smith aber saß in seiner kleinen Office niemals länger als bis einhalbsechs Uhr am Nachmittag, niemals erregt, sprach niemals mit lauter Stimme, und es schien doch, als ob noch über Seiler hinweg alle Fäden der bedeutendsten Angelegenheiten dieser „Cosmopolitan Hôtel-Society" in seiner Hand zusammenliefen, und er sie nun ruhig entwirrte und an ihnen zog, wie es notwendig war.

In den ersten Wochen hatte es manche heftige Auseinandersetzungen gegeben. Heftig, das heißt, Seiler hatte geschrieen und getobt und hatte von seinen Plänen nichts aufgeben wollen. Aber langsam und sicher war dann im praktischen Ausführen selbst all das verloren gegangen, was leere Phantasterei war, und Seiler hatte einsehen gelernt, daß man für den Anfang auf vieles verzichten müsse; aber dennoch war noch viel übrig geblieben. Schon wurde auch in den nächsten Tagen der Grundstein zu einem neuen Etablisse-

ment in Davos gelegt, und vor Ablauf eines Jahres wird dann auch in Österreich mit einer kleinen Stadt der Anfang gemacht werden, die ganz der „Cosmopolitan Hôtel-Society" gehörte. Man hatte einen kleinen Kurort aufgekauft, eine Stunde von Karlsbad, und um dessen halb versickerte Quellen herum sollte nun neues Leben entstehen. Seiler war selbst dort gewesen, das Terrain war angekauft, parzelliert, und zwei Architekten, ein englischer und ein wiener, arbeiteten nun an den Plänen. Das sollte eine ganz merkwürdige Kurstadt werden, modern bis ins letzte, Häuser des neuen Stils, Möbel der letzten Originalität, die ganze Stadt an sich eine Ausstellung, eine Sehenswürdigkeit. Hier konnte man von Anfang an beginnen, nichts war ja noch geschaffen, die Straßen konnte man anlegen wie man wollte, und dann die Wohnhäuser bauen, Villen, Hotels, ein Kurhaus, die Badeanstalt, die Pavillons, der Brunnen. Und mit diesen Plänen saß nun Seiler die Nächte in seinem Zimmer, telegraphierte durch die ganze Welt, schrieb, machte selbst Abänderungen, und aus seinem ganzen Wesen heraus floß ein unerhörter Arbeitseifer, und in seinem Innern sprangen Quellen auf, von denen niemand etwas geahnt hatte.

* * *

Ein Frühjahrsmorgen. Seiler war im Westend gewesen, hatte wieder einmal mit den Architekten verhandelt, und nun mußte er eiligst in die City, mußte nochmals mit den Direktoren der Versicherungsgesellschaft sprechen, dann mit Cook verhandeln. Mit der Weltreisefirma mußte ja eine Abmachung erzielt werden, sie sollte die Vertretung in vielen kleineren Städten übernehmen; denn schon schien es unmöglich, überall durch eigene Filialen eine Kontrolle der Gäste vorzunehmen, und doch wollte man bei der Exklusivität des Publikums bleiben, wollte nicht jeden hineinlassen, der ein paar lumpige Pfund täglich zu verzehren hatte. Es war schon vier Uhr Nachmittag, als Seiler in Ludgate Circus aus dem riesigen Palast von Thomas Cook & Sons heraustrat und sich erinnerte, daß er noch gar nichts geluncht hatte. Er spürte es nicht einmal, und nur eine flüchtige halbe Sekunde flog es ihm durch den Sinn, wie er jetzt lebe. Waren das wirklich erst drei Monate, seit er in Paris so viel Sorgfalt auf ein „künstlerisch" zusammengestelltes Dejeuner verwendet hatte? Aber wohin? Zu „Pimms", wo die City-Menschen stehend oder auf den hohen Stühlen hockend ihre paar Sandwiches zu verschlingen pflegten, war es zu weit, Palmerston mit den indischen Gerichten — nein, da sind doch zu viel Jobber. Also rasch

hier zu den „Slaters", in eine der großen Speisehallen, ohne Alkohol, wo man nur Tee und Lemon Squash zu den billigen Speisen bekommt.

Nach einem Blick auf die Karte bestellte er sein „Steak-Potatoes, small cup o' tea" und war schon bei seinen Prospekten, Briefen, Plänen. Und rings um ihn saßen Leute wie er, die ihre Nahrung in 10 Minuten hinunterschlangen, einen Blick in die Zeitung, und dann wieder ins Geschäft, hastig und gehetzt, bis sie dann um 6 Uhr Menschen wurden und in ihre Häuser, zu ihren Familien fuhren. Seiler war fertig. An der Kasse warf er seine paar Pence hin und nun eiligst in einen 'bus, um aus der City hinaus nur wieder in sein Hotel zu kommen, wo ihn neue Arbeit, Telegramme, die ganze Post des Tages erwartete. Er saß nun hoch oben auf der Imperiale und sah hinab. Die Fahrt ging langsam. In endlosen Reihen vor ihnen stand Omnibus an Omnibus, Cab hinter Cab, niemand konnte weiter, denn von der Bank her staute sich der Weg. Die Fußgänger an den Seiten des Fahrdammes gingen einer hinter dem anderen eiligst her, stießen einander mit den Ellbogen, und von oben sah es ganz beängstigend aus, wenn einer dieser Herren mit dem hohen Zylinder zwischen zwei Pferden durchkroch, um auf die andere Seite der Straße zu kommen. Von

Zeit zu Zeit machte der ganze Wagenzug ein paar Schritte nach vorn, bis dann wieder einer jener ruhigen Constabler seinen Stock aufhob und mit seinem Rücken die Weiterfahrt sperrte. Und alle diese Cabs, alle diese Omnibusse waren vollgepfropft mit Menschen, in denen jeder Nerv arbeitete, deren Augen alle Sekunden von dem Zeitungsblatt sich wegstahlen, um zu erkennen, ob man denn noch nicht aus der City herauskomme in die freiere Gegend, wo dann die kräftigen Pferde diesen schwerbeladenen Wagen hurtiger weiter ziehen konnten. Die Ellbogen eng an seinen Körper gedrückt, saß Seiler oben auf der schmalen Bank ganz vorne beim Kutscher, und vor ihm dehnte sich die große Stadt. Er hatte aus seiner Tasche einen Pack Briefe herausgenommen, flog sie durch, machte an dem Rand Notizen, damit dann im Bureau alles rasch erledigt werden konnte. Aber die Nervosität, die Eile, mit der er wegkommen wollte, und zu der er doch nichts beitragen konnte, übermannten ihn immer wieder. Er konnte nicht arbeiten, während jeden Augenblick die Fahrt wieder stockte, es nicht weiter gehen wollte. Und so saß er denn mit schlaffen Armen vorn neben diesem Wagenführer, der manchmal mit einem grunzenden Laut seine Pferde weiter trieb und dann wieder nach rechts und links eine

kurze Bemerkung hinwarf, niemals zornig; denn diese tägliche Fahrt um die Abendstunde war der Mann gewöhnt. Wieder ging es ein paar Schritte vorwärts, Seiler sah wieder rechts und links diese hohen Geschäftshäuser entlang, an denen er nun Tag für Tag vorbeifuhr, in deren Stockwerken er nun allmählich Bescheid zu wissen anfing; da und dort war ein Lieferant, ein Agent, ein Stockbroker, mit dem er zu tun gehabt hatte. Bis hoch ins siebente und achte Stockwerk hinauf konnte man durch die Fenster die Schreibpulte sehen, die aufgestapelten Warenmuster, die Geschäfte; denn hier wohnte ja niemand, hier handelte man. Und hoch über den Dächern streckten sich überlebensgroß die riesigen Buchstaben der Plakate, die jetzt im Spätwinter, um den Nebel zu durchdringen, elektrisch beleuchtet waren, und die tausenderlei anpriesen, Nähnadeln, Unfallversicherung, das beste Petroleum, Mellins Food und holländischen Kakao. Und ganz weit in der Ferne sah man jetzt bei einer Biegung bis tief hinunter an die Themse, konnte die Brücken übersehen, die seit altersher die Ufer verbanden, und wieder einmal stockte der Zug, konnte nicht weiter, trotzdem man nun schon aus der City heraus in der Gegend von Holborn, fast schon beim Strand, war.

Seiler sah auf die Uhr. Es war schon fünf

vorbei; diese Fahrt endete nicht. Er fing nun an, mit den Fingern nervös auf die Geländer des Wagens zu klopfen, und von allen Seiten sah man sich verwundert nach ihm um. Alle diese Menschen hatten es ja ebenso eilig wie er selbst, auch sie erwartete ja ihr Geschäft; aber noch war er nicht gewöhnt wie sie, sich dem Leben um ihn herum zu fügen, es anzusehen, wie es war. Er sah mit leeren Augen hastig fiebernd hinunter, und jetzt mehrten sich die Fußgänger; denn die Straßen waren breiter als in der City drinnen, und man konnte eher an ein Fortkommen denken. Männer, Frauen und Kinder schoben sich im dichten Knäuel unten vorbei. Aus allen Ständen waren sie hier gemischt; denn die City sammelte sie ja alle, die Reichen und die Armen, und nun strömten sie wieder heraus, ihren Abenden entgegen.

Es litt Seiler plötzlich nicht mehr oben, er hatte das Gefühl, daß er zu Fuß schneller vorwärts komme, und eiligst kletterte er die Stufen vom Dach des Wagens herab, sprang auf die Straße. Er schob sich nun mitten durch die Menschen, lief eng am Fahrdamm vorbei, wich eiligst dem und jenem Wagen aus, suchte nach einem Cab, das ihn vielleicht durch die kleinen Winkelgassen schneller dem Ziele zuführen könnte. Keines war zu finden, und so mußte er sich denn entschließen, um nur

zurecht ins Office zu kommen, um ein halb sechs da zu sein, selbst zu laufen, und er wollte seinen Weg abkürzen; so lenkte er denn seine Schritte durch die kleinen verlassenen Gäßchen, die in der Quere zum Westen führen. Er lief durch ein paar Straßen, kümmerte sich nicht darum, daß ihn jemand verwundert ansah; das war ja übrigens hier auch nicht so ungewöhnlich, daß ein gut gekleideter Herr im Gehrock und mit Zylinder schnelle Beine machte, um sein Geschäft noch zu erreichen. Atemlos kam er nun tatsächlich immer weiter seinem Ziel entgegen. Aber plötzlich konnte er nicht mehr. Der Schweiß war aus seinem ganzen Körper, aus allen Poren getreten, die Füße versagten, er mußte langsamer gehen. Nun war er auch schon bald da, war in der Gegend, die zwischen New Oxford-Street und Shaftesbury Avenue ein Sammelplatz der Pferdehändler, der Trödler, der Theater, der wirrsten Geschäfte war. Und plötzlich stand er bei einem kleinen Laden, in dem er vor Jahren einmal gewesen war. Da war ein merkwürdig junger Antiquitätenhändler gewesen, dem er eine wundervolle alte österreichische Münze verdankte. Damals war er so unendlich stolz darauf gewesen, daß er das mit Grünspan überzogene Kupferstück hier in der Fremde auf den ersten Blick erkannt hatte.

Er war nun mit Absicht einen Augenblick stehen

geblieben, um sich auszuruhen, und sah durch das Fenster in den Laden, der aussah wie damals, vollgeräumt, vollgestopft mit allerlei altem Kram. Der Händler kam auf ihn zu, erkannte ihn und drängte ihn, einzutreten. Er zeigte ihm neue Schätze, eine alte Truhe, ein paar silberne Leuchter, mindestens 300 Jahre alt. Und während Seiler wußte, daß er fort sollte, daß er keine Zeit hätte sich aufzuhalten, und daß dies alles ja jetzt so unendlich gleichgültig war, fand er doch nicht die Kraft, es zu tun. Und bald saß er auf einem niedrigen Hocker, und auf seinen Knieen hatte er ein grünseidenes Tuch, auf dem der Händler seine letzten Erwerbungen, allerlei Münzen, zeigte. Manchmal kam es noch in Seilers Bewußtsein, daß er aufstehen müsse, den ganzen Tand wegwerfen, aber dann sah er plötzlich eine kleine silberne Münze, anscheinend italienisch, vielleicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, vielleicht noch früher — der Händler behauptete, es sei ein Schaustück von dem ersten Kreuzzuge. Und um diese handelte er nun eifrig, voll Wut, weil der Preis, der ihm genannt wurde, zu frech war, und als er schließlich nach langem Schreien das kleine Ding in der Hand hatte und wieder auf der Straße stand, da schlug es von der Kirche sieben Uhr, und durch den Körper Seilers rann ein großes Erschrecken.

Dies war es ja nicht, daß er heute die Zeit versäumt hatte, daß er im Bureau keinen Menschen mehr finden werde, und daß die Briefe einen Tag lang nun liegen bleiben mußten. Nein, das war es wirklich nicht. Er ging jetzt langsam, denn er hatte ja nichts mehr zu versäumen, durch die Straßen, in denen schon die Wagen der vornehmen Leute in die Restaurants zum Diner fuhren, seinem Hotel zu und war ganz ruhig geworden. Nichts erstaunte ihn mehr. Er machte sich auch keine Gedanken darüber, wie das nun so mit einem Male gekommen sei, und es war, als verstünde er nun das alles, verstünde die Hast der ganzen Tage und verstünde auch, warum es ihn getrieben hatte, von dem Omnibus herunterzuspringen, durch die Straßen zu laufen und dann plötzlich stehen zu bleiben. Aber während er noch das Gefühl hatte, daß alles ganz klar sei, und er es mit einem Lachen sehen konnte, da verschwand auch schon wieder alles, und es blieb nichts übrig als die Empfindung: Ich kann nicht mehr. Mitten in Piccadilly, drei Schritte von seinem Hotel blieb er stehen und sah dem Strom der Menschen zu. Hier trafen sie sich alle aus den verschiedensten Straßen, hier war er selbst in diesem Jahre und auch vor Jahren damals so oft gestanden, wenn er sich nachts überlegt hatte, was nun tun. Und es schien ihm plötz=

lich, daß dieses sein wirkliches Leben gewesen sei, daß er damals eigentlich ein ruhigeres Dasein geführt hätte als in der Hast der letzten Monate. Und indes er nach Hause ging, und auf seinem Tisch mit gleichgültiger Hand die Briefe und Depeschen und die großen Rollen, die die Pläne enthielten, bei Seite schob, da war ihm all diese Arbeit so unendlich fremd geworden, hatte gar nichts zu tun mit ihm selbst. Er mußte sich nun fragen, worüber er in all den vergangenen Wochen immer weggehastet war, ob sein Leben reicher geworden war, und ob er nun in einer innigeren Verknüpfung mit der ganzen Welt lebe als bisher, — und da war er plötzlich wieder einsam wie immer vordem.

* *
*

Seiler schlief eine lange Nacht wie ein Kind, das nach vieler Aufregung endlich ruhig geworden ist. Am nächsten Morgen um elf Uhr machte er sich auf den Weg zu Herrn Smith, dem er nun sagen wollte, daß er die Gesellschaft ihrem Schicksal überlassen wollte, er selbst könne nichts mehr für sie tun. Er dachte sich, allerlei Ausreden zu gebrauchen, daß er krank sei, oder in Wien jemand gestorben, irgend so etwas, woraufhin man ihm nicht mehr zureden könne. Er wußte sehr gut,

daß ihm das niemand glauben würde und alle Leute nur höhnen, daß er eben wieder zu schwach und zu nervös gewesen sei und zu flatterhaft und zu zerstreut, um etwas Ernsthaftes zu tun. Aber da lag ihm gar nichts dran. Er schämte sich nicht, ja es war, als er sich nun auf den Weg nach der City machte, zu Fuß zwischen allen den Menschen hindurch, geradezu, als sei nun einer jener seltenen Tage im Leben gekommen, da alles ganz klar und hell sei und man sich über gar nichts seine wüsten Gedanken machen müsse, sondern ganz genau vorausahne, was einem frommt. Seiler trat zu Herrn Smith in die Office und setzte sich auf den kleinen Stuhl neben dem Schreibtisch, auf dem er nun Tag für Tag durch Wochen gesessen war. Nun wußte er doch nicht recht, wie er anfangen solle; aber dann kam es, während er dem kleinen Mann in die hellen Augen sah, plötzlich heraus:

„Ich muß weg, ich kann die Geschäfte nicht weiter führen; übrigens ist ja jetzt alles so weit. Howe wird es sehr gut machen, und mit den Architekten sind ja die Abschlüsse auch fertig. Nur — ich möchte gleich weg, heute noch — es ist eine ganz private Sache — Sie werden verstehen . . ."

„Wenn ich Sie recht verstehe: Sie wollen austreten, Ihren Posten als Direktor zurücklegen?"

„Ja, und ich möchte auch überhaupt nichts mehr

damit zu tun haben, wieder frei sein, ich weiß nicht, ob Sie mich begreifen werden . . ."

„Wenn ich Sie auch jetzt wieder recht verstehe: es liegt Ihnen daran, auch keinen finanziellen Anteil an der „Cosmopolitan Hôtel-Society" . . . Ist es das?"

„Ja . . . wie Sie glauben, ich weiß nicht recht, vielleicht in ein paar Monaten, aber jedenfalls, ich möchte mich um diese Sache nicht kümmern müssen, da so viel anderes . . ."

„Bitte, ich möchte also, — mir liegt nämlich daran, daß Ihr Besitz an Shares nicht auf den Markt geworfen wird. Sie wissen, daß derlei vor der Eröffnung einen unangenehmen Eindruck machen kann, und besonders, da es von Ihrer Seite kommt."

„Ja, ich möchte gewiß nicht irgendwie . . . ich will mich gerne verpflichten, wenn man mich meiner Verbindlichkeiten enthebt, noch eine gewisse Zeit mit dem Verkauf zu warten. Mir liegt nur daran . . . ich möchte Ihnen ja sagen, aber es ist so schwer . . ."

„Nein, bitte, ich denke, es gäbe einen anderen Ausweg. Ich würde Ihnen persönlich zwischen uns Ihren Besitzstand abnehmen, zu dem heutigen Kurse, wenn es Ihnen recht ist. Und ja, dann müssen Sie der Gesellschaft noch gestatten, Ihnen den Gehalt für das nächste Jahr anzuweisen, die

„Cosmopolitan Hôtel-Society“ kann sich ja doch auch Ihre Pläne nicht schenken lassen. Und wenn Sie noch andere Ersatzansprüche haben . . .“

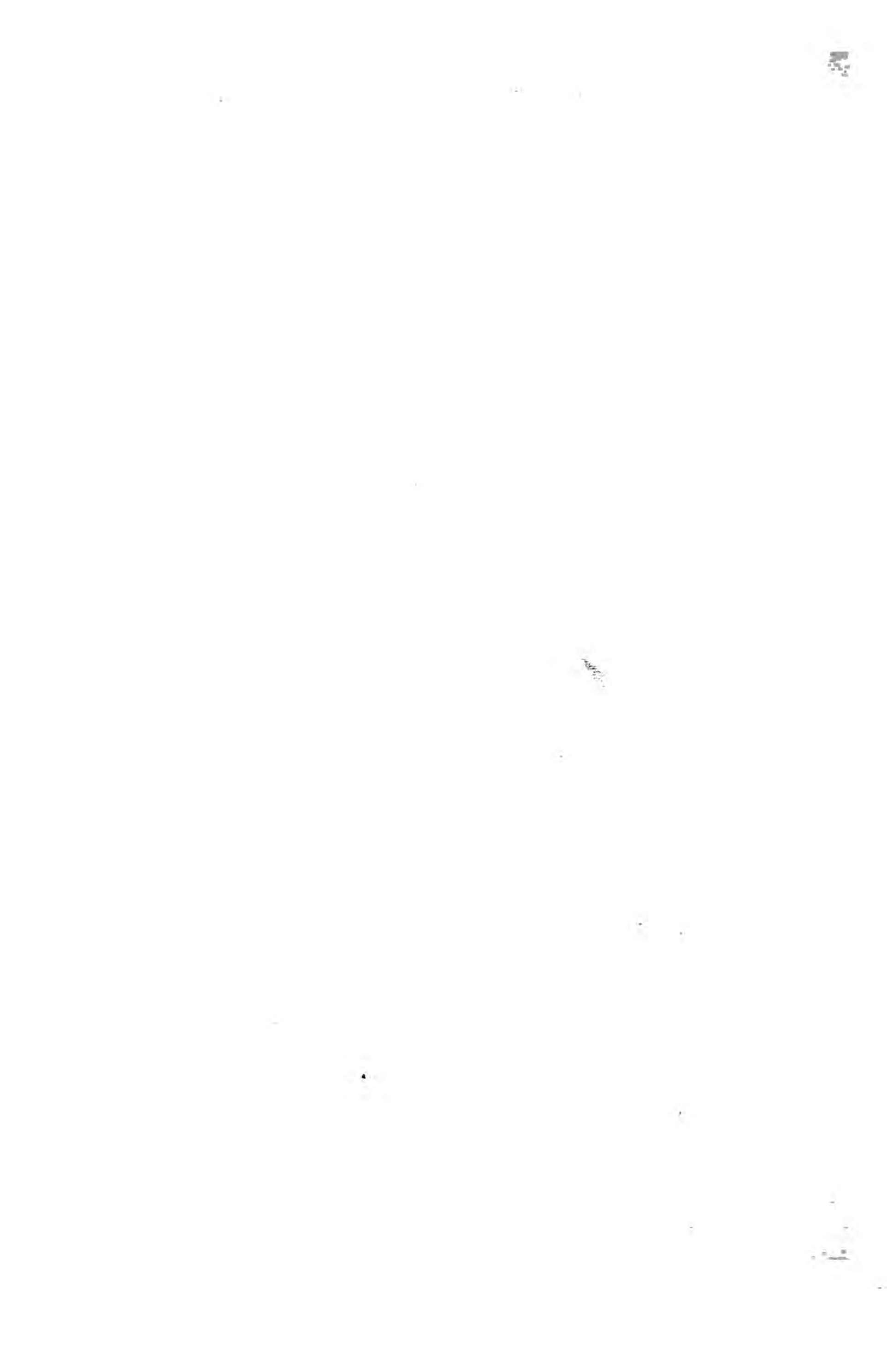
Herr Smith hatte die ganze Zeit mit seiner langsamen, zurückhaltenden Stimme gesprochen, seine Hände waren ruhig im Schoß gefaltet gelegen, und er hatte nicht durch das Zucken eines Auges verraten, daß ihn die ganze Angelenheit verwundere oder gar ihm Schwierigkeiten bereite. Er drückte nun auf den Taster und verlangte von seinem Clerk, daß an den zweiten Geschäftsmanager und an Mr. Howe telephoniert werde. Damit stand er auf, gab Seiler die Hand, sagte ihm:

„Es wird alles geordnet werden, Sie geben wohl im Bureau Ihre Adresse, wir werden Sie so wenig wie möglich mit Anfragen in der nächsten Zeit belästigen, aber das kann vorkommen . . . Und wenn Sie wieder einmal den Weg zu uns finden, es kann ja sein, daß Sie wieder einmal den Wunsch, an Ihrem Unternehmen mitzuarbeiten, haben, wir werden Sie immer gern sehen, ich versichere Sie, es wird stets Platz für Sie da sein.“

Über alles das hörte Seiler hinweg, erfüllt nur von dem einen Gefühl, daß er jetzt in 5 Minuten, wenn er die Tür draußen zumachte, wieder ein Mensch sei, der den Regungen seiner Seele nachlaufen kann. Der sich um nichts zu kümmern

braucht. Um keine Wünsche eines Tischlers, um keine Pläne eines Bankmenschen, um keine Sorgen eines Finanzkonsortiums, für das er arbeite, das ihm Vorschriften machen kann, ihn zwingen, zu eilen, zu hasten, sich selbst aufzugeben.

Er wußte ja nun, daß es nichts hülfe, sich an die Welt zu klammern, sich äußerlich mit ihr zu verbinden. Und daß es tief nutzlos ist, Dinge zu tun, denen man mit seiner Seele fremd ist.



Salzburg



Die Stimmung Gustavs noch solch neuerlicher Flucht war ja nicht allzu gut. Das Gefühl der Befreiung von etwas Fremdem und Angeflogenem, das einen äußerlich ja festgehalten und innerlich doch nicht ausgefüllt hat, verflog bald, und übrig blieb ein Lächeln über sich selbst und die große Müdigkeit nach den langen überhasteten Tagen dieses Winters. Und doch — als Seiler nun so wiederum im eiligsten Zuge saß, wieder über den stürmischen grau-grünen Kanal fuhr, den er in geschäftiger Eile in diesem Jahre ja schon so manches Mal gekreuzt hatte, und dann im Expreßzug, da zuckte manchmal ein frohes Gefühl auf, eine freudige Ahnung, daß ihm manches noch bewahrt sei, daß für ihn wo eine Blume blühe . . .

Nun war es also Frühling, wieder Frühling. Und in Wien gehen die Leute durch die jungen

Auen des Praters, über den Graben, und die ersten Veilchen versprühen ihre Düfte. Und in einem kleinen Hause mag Glück wohnen wie einst . . .

Da saß er nun da am Fenster des Rauchsalons in diesem Ostende-Wien Luxuszug, allein, und sah zu, wie das alles vorbeiflog, wie er seinem Ziele näher kam. Dieses Ziel aber war die kleine Stadt Salzburg. Er wollte noch nicht nach Wien, wollte noch keine Fragen hören, keine Aufklärungen geben. Noch wollte er nicht zurückkehren zu dem müßiggeschäftigen Leben der früheren Jahre; noch wollte er zuerst eine Zeit haben, da die frische freie Luft durch seine Brust ziehen konnte. Und nun sollte neue Kraft in ihm wachsen, neues Leben; neue Tage, ach ja, die sollten nun kommen.

Verflogen war nun die Ruhelosigkeit, verflogen die großen phantastischen Pläne, und verflogen die kleinen geistvollen praktischen Einfälle. Zerflattert war die Lust an Projekten, und Seiler war befreit von den unablässigen Wünschen nach schönen Frauen, heftigen Liebesabenteuern, jähen Wallungen. Manchmal des Abends in diesen Wochen, die ihm nun in Salzburg kamen, wenn die Dämmer von dem Flusse aufstiegen und über die Salzach-Brücken die ruhigen Menschen dieser Stadt mit lässig-langsamem Schritt wie freundliche Schatten zogen, mochte es

ja traurig für ihn sein, daß er solche Leere in sich trug, solches quälende, reueerfüllte Gefühl der Nutzlosigkeit. Nun war es aber auch, seit er erinnern konnte, das allererste Mal in seinem Leben, daß er nicht Luftschlösser türmte. Seit er, ein kleiner Junge, durch die frühen leeren Gassen zur Schule gegangen war, hatte es ihn immer getrieben, seine vagen, unbestimmten Wünsche in wirkliche Vorstellungen umzuwandeln, feste Bilder seiner Zukunft sich auszumalen. Ging er als junger Bursche oder später noch als Mann durch einen Wald, das Feld oder sogar durch belebte Straßen, so konnte er der Umgebung vergessen und vielleicht sogar, Worte murmelnd, gewiß aber in sich gekehrt und mit sich selbst in tiefstem Gespräche, sich seine Wünsche und Sehnsucht erzählen, als sei dies schon erlebte Vergangenheit. Manchmal hatten ihn die Leute erstaunt angesehen, aber er konnte diese törichte Gewohnheit, die ihn oft sogar verwirrte, da er Wirklichkeit und Erdachtes oft später kaum zu trennen vermochte, dennoch nicht ablegen. Es war so seine Art zu denken, sich zu sammeln und zu entschließen, und die Worte waren ihm, wenn er sie auch nur sich selbst sagte, ein notwendiger Behelf, um den Weg zu seiner Seele zu finden.

Hier aber in Salzburg schwanden diese Wünsche, diese Eigenheit von ihm. Er ging aus dem ein=

samen Hotel, in dem nur wenige Gäste mit ihm die weiche ruhige Luft dieser wundervollen zarten Gegend genossen, viel in die Einsamkeit. Er schritt vom Mönchsberg hoch im Walde über die kleinen Hügel- und Bergpässe dahin und genoß die schönen Blicke in die Stadt da unten. Oder er saß Stunden mit müßigem Geiste und müßigen Händen in dem weiten Parke des Hotels, in dem noch keine zierliche, wohlgepflegte Ordnung war, dessen Boden noch hie und da das alte vermooste, dumpfriechende Laub des Herbstes und Winters deckte, und sah in die Luft, sah auch zu den Bäumen hinan, die nun neues Leben bekamen. In den ersten Tagen waren ja dann die Gedanken zu den Geschehnissen der letzten Wochen geeilt, wie man gewohnte Wege geht, wie einer oft zu einem Hause, in dem er einmal in einer Stadt gewohnt hat, gedankenlos und unbewußt wiederkehrt, weil ja all das Erlebte da ist und wirkt und man nichts aus seinem Leben plötzlich herauszureißen vermag. Die Furche im Herzen ist da, tiefer oder leiser, wie einem eben das Schicksal geworden sein mag.

Noch waren aber nicht vierzehn Tage solches beschaulichen Lebens ins Land gegangen, da genoß er eben jenes ihm noch ungewohnte Gefühl, weder einer Vergangenheit beständig nachhängen zu müssen, noch auch Luftschlösser zu bauen. Nachmittags

spielte er im Caféhause mit seinem Hotelier und zwei Offizieren eine fidele Tarokpartie, abends saß er im eleganten Vestibule des Hotels, das jetzt des sommerlichen Flirts, des fröhlichen Lärmes entbehrte und plauderte. Gleichgültiges, Harmloses, Unpersönliches mit den wenigen Gästen, die noch da waren. Des Morgens aber wanderte er, und da kam es vor, daß er sich außerhalb der Stadt wo auf eine einsame Bank setzte, oder ins zarte, dünne Gras legte, die Hände unter dem Kopfe gefaltet, die Glieder gelöst, und nichts tat, nichts dachte. Und die Sonne war mit ihm, erwärmte ihn, gab ihm Freude.

Denn es war Vorfrühling, und nun wurde es mählich auch Frühling selbst, April und Mai.

Auf solchen Gängen traf er manchmal ein junges Mädchen, das neben einer alten Dame einherging. Er wußte, daß sie in seinem Hotel wohne. Er sah sie Tag für Tag mit dem gleichen, ruhigen, etwas zögernden und schwebenden Schritte in den Speisesaal treten, und Tag für Tag gingen seine Blicke zu dem kleinen Tische, an dem sie mit der alten Dame, ihrer Gesellschafterin, saß. Herr Stark, der Hotelier, hatte ihm gesagt, wer sie war. Sie hieß ganz einfach Anna Warburg, und war die Tochter eines Prager Fabrikanten, Waise vom Vater wie von der Mutter her.

Im März war sie mit der alten Dame ins Hotel gekommen, und nun lebte sie noch immer da, still, einsam, freundlich. Wenn Seiler hinübersah, da war es oft, daß ihm was unsäglich Warmes ins Herz trat, was Sicheres, ein Gefühl der Ruhe und Verläßlichkeit. Dann aber fing er wohl auch manchmal einen Blick dieses schönen Mädchens — denn ihre goldbraunen Haare und ihre blauen Augen und diese weiße weiche zarte Haut bildeten eine junge und herrliche Pracht — auf, der in die Ferne zog, der sich verlor, über den Kopf der Begleiterin hinweg durchs offene Fenster hinauszog in den Garten, ins freie Land hinaus.

Ein anderes Mal aber hörte er auf den Klang ihrer leisen und herzlichen Stimme, wenn sie plauderte. Und da geschah es oft, daß ein kleines helles Lachen plötzlich durch den Speisesaal huschte. Zwei Wochen sah Herr Seiler das junge Mädchen neben sich, ohne ihr bekannt zu sein, ohne daß auch nur die flüchtigsten Worte zwischen ihnen hin und her gingen. Aber schon spielten die Gedanken, die wachen Träume Seilers mit diesem Bilde, schon war er ein wenig traurig, wenn einmal zu Mittag die beiden Damen nicht erschienen, weil sie einen Ausflug gemacht hatten. Das sagte er ihnen auch eines Abends, als sie im strömenden Regen heimgekommen waren und sich nun

vor dem Kamin im Lesezimmer wärmten. — Und Annie — so nannte sie die alte Frau Adinger, die Gesellschaftsdame — wunderte sich gar nicht, daß ein regnerischer Abend sie nun plötzlich so eng und fast intim zusammenbrachte, nachdem sie Wochen aneinander vorbeigegangen waren.

„Wir kennen Sie ja auch schon lange; wissen Sie, Frau Adinger und ich streiten manchmal, ob wir Ihnen auf dem Nachmittagsgange ins Tal hinunter begegnen werden — —"

„Und Sie sagen Ja und behalten recht?"

„Und manchmal sagt Frau Adinger Ja und behält auch recht —"

„Und wer freut sich dann?"

„Wir alle, denke ich . . ." Nun war das kleine Fräulein aber sehr erschrocken, als ihr diese Worte entschlüpft waren.

Sie hatten angefangen, sich von ihren Reisen zu erzählen. Denn auch die beiden Damen waren in den drei Jahren, die vergangen waren, seit Annies Vater tot war, viel herumgekommen. Und da hatten sie sogar herausgefunden, daß sie zur gleichen Zeit im gleichen Hotel in Venedig gewesen waren. Sie konnten es nach den Tagen feststellen, und sie erinnerten sich auch der Gäste; ja, Annie hatte das eine und das andere Mal mit Grace Benndorf gesprochen, und den Conte und die Contessa

hatten sie diesen Winter in Florenz besucht. Das war doch sehr seltsam, daß sie sich damals nie bemerkt, nie gefunden hatten.

Aber nun blieben sie zusammen. Nun gingen sie des Morgens zusammen weg, und nachmittags versäumte Seiler manchmal sogar seine Kartenpartie. Sie hatten sich vieles zu sagen, und dieses viele war doch nichts, nichts wenigstens als die Liebe.

Dies sah denn auch Frau Adinger, lange, bevor die beiden es wußten, es wissen wollten. Und Frau Adinger, die schon früher immer eine leise Zärtlichkeit für Gustav gehabt hatte, hatte es sich auch nicht nehmen lassen, ganz insgeheim an Wiener Freunde zu schreiben, und über Seiler Auskunft in vorsichtig-graziösen Briefen zu erbitten. Die war denn auch gekommen, und nun war Frau Adinger oft sehr nett und ging auf den gemeinsamen Spaziergängen zwanzig Schritte voran oder blieb zehn zurück, und Gustav und Annie sahen sich in die Augen.

Sie erzählten sich. Es war nicht immer wahr und nicht immer offen, was sie sich sagten. Es war oft ein scheues Spiel zweier Menschen, die sich vor einander verbergen, die sich nicht enthüllen wollen. Das hilft ihnen aber recht wenig. Denn das Gefühl, das der eine vom anderen tief und

ungewollt im Herzen hat, entdeckt alles. So wußte Seiler ohne eine ausdrückliche Erzählung, daß dieses Mädchen schon manche schwere Stunde des Bangens und Hoffens in ihrem Leben gehabt habe, und daß eine große Sehnsucht ihr unerfüllt geblieben sei, und daß es wohl solches Schicksal dahin gebracht habe, daß nun in ihrer Stimme ein zärtlicher und weicher und warmer Klang lebte. Und sie wußte von ihm, daß es ihn durch die ganze und die halbe Welt getrieben habe, erst in ruhelosem Müßiggang, dann in der Hast eines Planes, mit dem er doch innerlich nichts zu schaffen gehabt hatte. Und wenn sie so beide sprachen, da geschah das Wunder, das große Wunder: daß nämlich die Worte fehlen durften und die Blicke sich schweigend verstanden in ihrer Liebe. So fanden sie sich und hatten einander doch nicht in Mühen gesucht. Und vor ihren Augen stand bald das Bild einer jungen Ehe, eines Hauses auf dem Lande, blühender Felder, sprießender Blumen, spielender Kinder — und all die Welt sollte fern sein. Und jetzt war sie es den beiden ja auch.

* *

*

An einem Nachmittage einmal ging Seiler allein in den Frühling hinaus. Da war eine Wiese, die

er liebte, ein Weg, der ihn stets froh machte. Er schritt entlang, und einmal bückte er sich in einer großen Zärtlichkeit für all die Natur und fuhr mit seiner Hand leise über die Halme dahin, die nun schon recht hoch geschossen waren. Es wehte ein kräftiger Wind, und die Luft war voll vom Geruche des Wachsens, des großen Werdens. Zwei Kinder liefen an ihm vorbei, und irgendwoher klangen Stimmen, vielleicht ein Lied. Im blauen Dämmer lagen die Berge da, und es war so still, so friedlich, so schön.

An dem Abende dieses Tages küßte er Annie auf ihren zuckenden Mund, und es war nun gewiß, daß sie Mann und Frau sein sollten, bevor der Sommer vorbeigeflogen war.

Epilog



Das war nun schon sechs Jahre her, und Gustav Seiler hatte sich ein Haus auf dem Lande mitten in den tirolischen Bergen gebaut. Dort lebte er mit seiner jungen Frau und mit zwei kleinen Kindern, die sie ihm geboren hatte. In diesem sechsten Jahre besuchte ihn zum erstenmal ein Fremder. In seine Einsamkeit hinaus kam jener Freund zu Besuch, in dessen Haus er in Berlin oft gesessen war. Dem war inzwischen ein trauriges Geschick geschehen; seine Frau war im Kindbett gestorben, als sich eben die Hoffnung, die sie lange vergeblich gehegt hatten, erfüllen sollte. Und dann war auch das Kleine zu schwach gewesen zum Leben, und nach langem Siechen war es nun dahingegangen. Drei Tage war dieser Freund in dem kleinen Waldhause zu Besuch gewesen, und mancherlei Gespräch der beiden Männer hatte diese Tage gefüllt, und manche Traurigkeit war vertieft wor-

den, und manchesmal hatte ein Satz mit den Worten begonnen: Weißt du noch, damals? . . .

Aber so oft auch der Freund gefragt hatte, wie dies alles gekommen sei, wie sich diese Liebe geformt habe und dann gefestigt, und wie dieses große Glück habe geschehen können, daß sie nun in der Einsamkeit der wirren Welt vergessen hätten, — nie hatte ihm eine Antwort darauf werden können.

„Es ist einfach so gekommen," hatte ihm Seiler mit vieler Ruhe sagen müssen, und einmal war bei solchen Gesprächen auch die junge Frau dabei gewesen, hatte sich ganz tief in einen alten hohen Sessel hineingeschmiegt und den Fremden so verwundert angesehen, daß er dies nicht begreifen könne, daß er da fragen müsse, wo doch alles so selbstverständlich war. Es waren ja schon Jahre verflossen, und nur an seltenen Tagen hatte Unrast und zehrendes Verlangen den Weg in ihre Seele gefunden.

Nun sollte der Freund wieder seine Straße dahinziehen, nahm Abschied. Vielleicht auch deshalb, weil solche Abgeschiedenheit und solchen Frieden ein Unglücklicher nicht tragen kann. Und so saßen die beiden Freunde in dem großen Zimmer, dessen weites Fenster hinausblicken ließ in den Garten und dann weiter hinaus in den Wald.

Seiler lehnte sich an einen großen hundertjährigen Schrank, hinter dessen geschnitzten Türen so vieles verwahrt war, was ein Zeugnis der Vergangenheit abgeben konnte, und seine Augen sahen hinaus auf die Bäume, zum Himmel. Der Freund aber stand an einem großen Tisch, auf dem viele Bücher angehäuft waren, und seine ruhelosen Hände hoben bald das eine, bald das andere auf, und er sah nach den Titeln dieser alten verstaubten Bände. Denn wer recht hinsehen konnte, der merkte es diesem Raume an, daß hier nicht für Bücher gelebt wurde, und daß die Bewohner weit lieber durch das Fenster hinaussahen als in die bedruckten Schriften hinein.

Und nun verband die beiden ein letztes Gespräch. Der Freund ging zurück nach Berlin an seine Arbeit.

„Und Sie," fragte er, „kommen Sie nicht mehr in unsere Stadt, bleiben Sie immer hier draußen, wird man Sie in der Welt nie mehr sehen?"

„Nie mehr? Wie will einer das sagen! Später vielleicht, vielleicht muß ich noch einmal hinaus. — Manchmal fühle ich ja, als könnte es sein . . . nicht um meinetwillen. Aber nun sind ja auch andere Menschen da für mich. Die Kinder — sie werden doch größer, sie werden hinaus müssen.

— Aber vielleicht auch nicht ... und jetzt, jetzt in den nächsten Jahren gewiß nicht."

„Ja, Sie haben es ja schön ... aber doch — treibt es Sie denn nicht hinaus, sehnen Sie sich nach nichts, brauchen Sie keine Anregung?"

„Anregung? Wie seltsam klingt mir das alles jetzt! Sehen Sie doch dort draußen. Da spielen die Kinder, — — und wenn Sie wieder fünfzig Schritte weiter hinaussehen, da blicken Sie zum Weinberg. Und sehen Sie, jetzt ist es kaum einige Wochen her, da haben wir die Trauben von den Reben abgenommen, und nun werden wir bald in den Obstgarten gehen müssen, nun werden die Äpfel reif."

Jetzt waren sie beide still. Die junge Frau kam ins Zimmer. Man nahm Abschied, und Seiler geleitete seinen Freund in das Dorf hinunter zum Bahnhof.

Da kam der Zug und führte diesen Gast hinweg, und Seiler schritt nun mit breiten und festen Schritten, wie sie ihm das Leben hier auf dem Lande gegeben hatte, die Straße hinauf zu seinem Hause. Stark stützte er sich nun mit seinen Schritten auf die Erde, und seine Blicke gingen nach rechts und links, über die Wiesen, zu den Feldern, durch die Obstgärten. Bauern kamen ihm entgegen und grüßten ihn: „Gelobt sei Jesus Christus," und er

gab zurück: „In Ewigkeit, Amen." Kinder liefen über den Weg, und er nickte ihnen zu. Und seine Schritte führten sicher zu dem kleinen Haus.

Dort klopfte er an das Fenster, und nun kam seine Frau und hinter ihr die Kinder, und er nahm sie bei der Hand, und sie wendeten sich nach dem Walde.

Und nun schritt er mit seiner Frau Hand in Hand, wie so oft, quer durch den Wald, mit den Armen manchmal die Zweige der Bäume teilend, die sich ihnen in den Weg stellten, und vor ihnen liefen die Kinder, haschten, spielten. So gingen sie oft, wenn es Abend war, zusammen, und da war in Seiler das Gefühl so unendlich stark, daß er nie mehr von hier werde weg müssen, und daß es immer so bleiben werde für ihn und seine Frau. Und die Kinder würden reifen und Menschen werden, und erst sie wird dann das Leben aufnehmen. Das mochte er denken.

Manchmal aber geschah es, daß Frau Anna im Dämmer allein in den Wald hinausging. Und dann konnte es vielleicht auch sein, daß ihre Augen in der Ferne suchten und ihre Pläne die weite Welt da draußen umfaßten. Da setzte sie sich auch auf einen Baumstrunk, und unerklärliches Verlangen, heftiges, ungewisses Begehren durchzog ihre Brust. Nun war sie weit weg von ihrem Manne

und ihren Kindern. Die Wünsche und Träume spielten mit einem Leben, das noch kommen sollte und ihr tausenderlei bringen.

Wenn sie aber in das kleine Haus zurückkam, trat sie an die weißen Bettchen der Kinder, die schon schliefen, und küßte die kleinen Gesichter, hörte dem sanften Atmen zu, und ein Lächeln kam in ihr Gesicht.

Und doch — es ist kein Ende der Sehnsucht.

Oktober 1902—Januar 1903.

Von W. Fred ist bisher erschienen:

Die Prae-Raphaeliten 1900.
Briefe an eine junge Frau 1900.
Giovanni Segantini 1901.
Modernes Kunstgewerbe 1901.
Leise Dinge 1902.
Die Wohnung 1903.

Über W. Fred: **„Leise Dinge“** (Preis br. M. 2.—, geb. M.—) schrieben:

Die Post, Berlin: . . . „Das hübsch ausgestattete Büchlein behandelt die zartesten und feinsten Probleme, die man sich im Gebiet moderner Novellistik denken kann. Aus all diesen Geschichten offenbart sich uns jene Grazie und Zärtlichkeit, die nur der Wiener Kunst zu eigen ist.“

Ferner: **Die Breslauer Morgenzeitung:** . . . „Fein organisierten Ohren werden W. Freds „Leise Dinge“ entzückende Musik sein.“

Neue Romane von **Wilhelm Holzamer**

Der heilige Sebastian

Roman eines Priesters

Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der arme Lukas

Eine Geschichte in der Dämmerung

Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

„In seiner schlichten Schilderungstiefe ist dies eines der deutschesten Bücher, das uns die junge Dichtergeneration geschenkt hat und wird jeden Leser sofort in eine stimmungsvolle Andacht versetzen.“

Peter Nockler

Die Geschichte eines Schneiders. Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

„Es ist ein inniges, aus tiefster Lebenserkenntnis und tiefstem Fühlen heraus geschaffenes Buch, ein weises und tapferes Buch.“ „Deutsche Heimat“.

„Holzamer hat in ihm ein wahres Kabinettstück psychologischer Beobachtungskunst geliefert und sich wiederum als echter Volkskenner und Volkserzähler erwiesen.“ „Hessenland“.

„Das ist eines der schönsten, liebenswürdigsten und gemütstiefsten Bücher, die ich in den letzten Jahren gelesen habe.“ „Deutsche Wacht“.

Ferner ist von **Wilhelm Holzamer** im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger erschienen:

Carnesie Colonna

Phantasien. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

„Schlicht und tief, wie das Wesen Peter Nocklers, ist auch das Buch, das von ihm erzählt. Es hat nicht nur künstlerischen, sondern auch menschlichen Wert und gehört zu den wenigen Werken, die eine läuternde Kraft in sich tragen.“ „Die Woche“.

„Ein Persönlichkeitsbuch durch und durch und ein Bekenntnisbuch voll heißen, reichen inneren Erlebens. Ein Buch, das einen recht ernst und traurig stimmen kann, und das doch hoch emporhebt, weil ein echt deutscher Idealismus durch dasselbe weht. Viel glutvoll wärmende Südlandssonne leuchtet darin, aber es ist auch durchklungen von unsagbar tiefer Wehmut, die im Glanz jener Sonne um so stärker und schattenvoller wirkt.“ „Fürs deutsche Volk“.

„Ein Schritt in einer großen und künstlerischen Entwickelung, deren Ziele in wahrhafter Höhenkunst enden. Und für uns: ein Gedichtbuch voll inniger Empfindung, dessen ruhige Schönheit nicht durch Schnörkel und stilisierte Ornamente beeinträchtigt sind, eine Lektüre, die wie ein vertrautes Gespräch ist mit einem lieben und verehrten Freunde.“ „Neue Hamburger Zeitung“.

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig





Princeton University Library
32101 068183514

